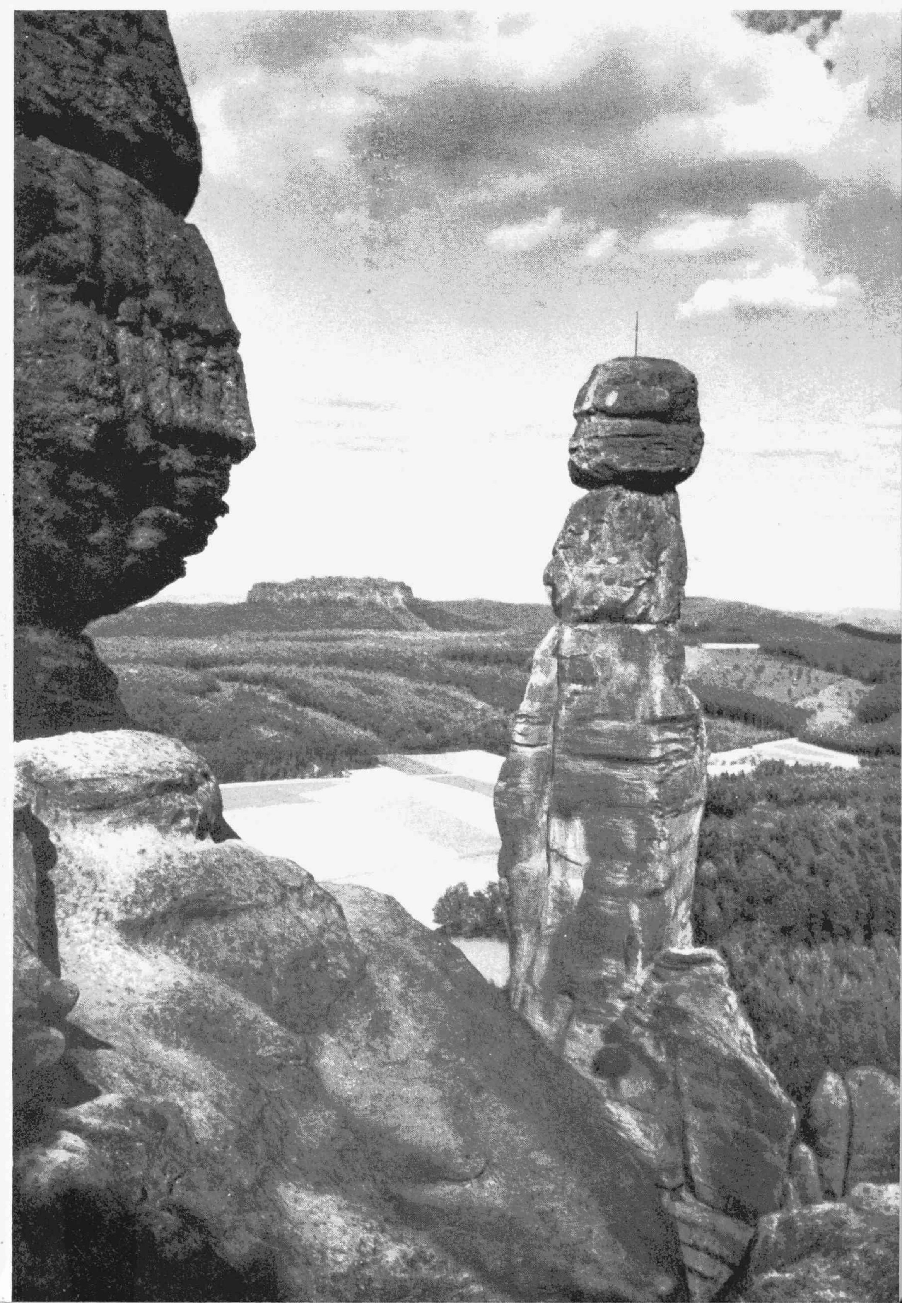
0,75 DM

Natur und HEIMAT

EINE MONATSSCHRIFT MIT BILDERN



HEFT 2

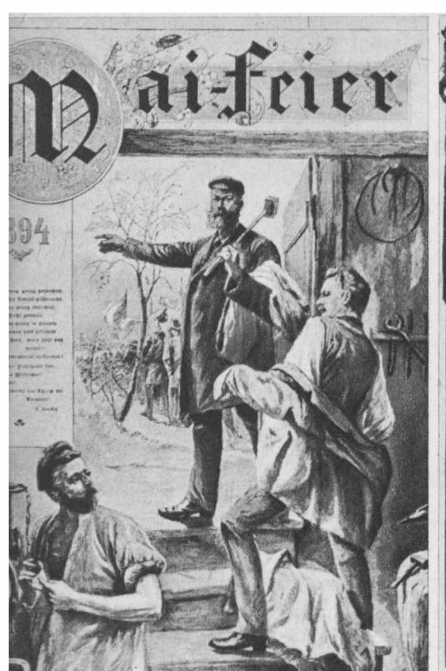
MAI 1952

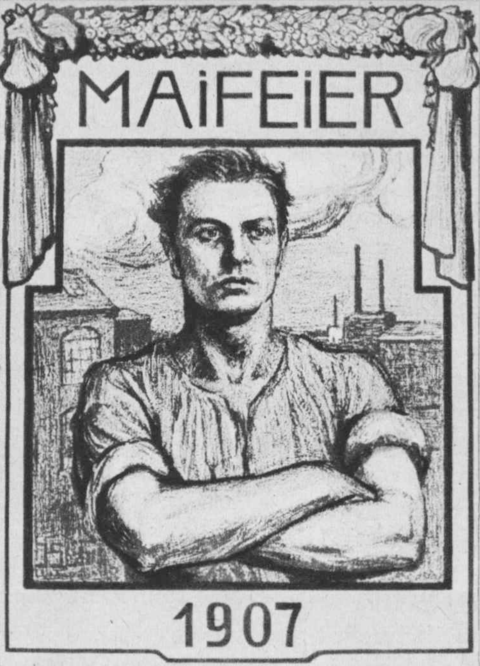
Inhaltsverzeichnis

HERAUSGEGEBEN VOM KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS

Unser Titelbild zeigt die Barbarine am Pfaffenstein in der Sächsischen Schweiz. (Siehe Seite 11)

Die Zeitschrift erscheint am 1. jedes Monats. Einzelpreis 0,75 DM. Vierteljahresabonnement 2,25 DM
Zu beziehen durch die Post und den Buchhandel







Zwei Titelseiten von Festschriften und ein Plakat (1919) aus der Geschichte des 1. Mai

KARL GRÜNBERG

BERLINER Maifeiern IM WANDEL DER JAHRZEHNTE

„Für Arbeiterschutzgesetze und Achtstundentag!" — So lautete der Maifeierbeschluß des Internationalen Arbeiterkongresses, der im Juli 1889 in Paris getagt hatte. Uns in der Deutschen Demokratischen Republik sind Arbeiterschutz und Achtstundentag Selbstverständlichkeiten, und die Begeisterung der damaligen Arbeiterschaft für diese bescheidenen Forderungen mag uns etwas überschwenglich erscheinen. Aber wie „weltenfern" die Arbeiter damals noch vom Achtstundentag entfernt waren, illustrieren zwei kurze Notizen aus dem „Berliner Volksblatt" vom Mai 1890. Die Schuhmachergesellen streikten um Anerkennung des Zehnstundentages und um einen Mindestwochenlohn von achtzehn Mark! — Und am 6. Mai traten die Tagschneider einer Firma in der Charlottenstraße in den Ausstand, um neben dem Zehnstundentag auch die Aufhebung ... der Sonntagsnachmittagsarbeit (!) durchzusetzen! — Es war ein langer, schwerer Weg, der die Arbeiterschaft aus diesen Niederungen des sozialen Elends herausführte; die jeweiligen ersten Maifeiertage sind Mahnmale dieser Kampf- und Leidensstraße.

1890

Die Berliner Arbeiterschaft, die soeben erst in den sogenannten „Faschingswahlen" der Reaktion einen empfindlichen Denkzettel verpaßt hatte, rüstete begeistert zu ihrer ersten Maifeier! Am Morgen des 1. Mai hatten Polizei und Feuerwehr viel zu tun, um die oftmals an den unmöglichsten Stellen angebrachten roten Fahnen zu entfernen. Viele Zehntausende blieben an diesem Tag ihrer gewohnten Tretmühle fern. Gruppiert nach Gewerkschaften zogen sie mit Vorliebe hinaus ins Grüne. Die Schneider zum „Volksgarten Wilmersdorf", die Vergolder und Töpfer nach Stolpe, die Zimmerer hatten sich sogar zwei Dampfer gechartert. Die Schuhmacher bekamen es fertig, trotz der riesigen Polizeiaufgebote in geschlossenem Zug und mit roten Nelken im Knopfloch vom Gesundbrunnen zum Friedrichshain zu marschieren. Die Wälder bei Schönholz und Friedrichshagen wimmelten von freudig gestimmten Menschen. Überall gab es Ansprachen, Gesangsdarbietungen, und auch ein Tänzchen fehlte nicht. Allein der Schlesische Bahnhof registrierte am Abend innerhalb zweier Stunden über zehntausend Heimkehrer von der Maifeier.

„Habt ihr den 1. Mai gefeiert, könnt ihr auch den 2. und 3. noch dazu haben!" In dieser Form kündigte ein Färbereibesitzer in der Stralauer Straße am anderen Tage die erste Maifeieraussperrung an; vorsichtshalber hatte er sich dafür gleich einen Polizeioffizier und ein halbes Dutzend Pickelhauben bestellt. Auch bei der „Bamag" und anderen Betrieben gab es Maßregelungen.

1891

Die machtvolle Demonstration des proletarischen Kampfwillens war nicht nur den Unternehmern, sondern auch den um ihre Kassen bangenden Reformisten in die Knochen ge-

fahren. Die Unternehmer drohten Massenaussperrungen an, die Reformisten propagierten, die Maifeier auf den kommenden Sonntag zu verschieben! „Ob wir in Deutschland das Maifest der Arbeit am 1. Mai feiern oder am ersten Sonntag im Mai, das ändert nichts am Wesen der Feier, das berührt nicht ihren internationalen Charakter", wagten sie im „Vorwärts" zu schreiben. Und mit einem gewissen Triumph berichtete das Blatt am 2. Mai: „Gefeiert, d. h. nicht gearbeitet, hat nur ein ganz verschwindend kleiner Teil, die Vormittagsbesucher waren zum größten Teil Arbeitslose." — Als Ausgleich für diesen ersten Meuchelmordversuch am Maifeiergedanken hatte man in zahlreichen Abendveranstaltungen des 1. Mai „die internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie" um so höher leben lassen.
Es verdient registriert zu werden, daß eine am Vormittag unter der Leitung von Eugen Ernst im „Eiskeller", Chausseestraße, tagende Massenversammlung schärfsten Protest gegen diese Aushöhlung der Maifeier erhob.

1893

Die Bauarbeiter, die diesmal das relativ stärkste Kontingent der Maifeiernden stellten, forderten in einer überfüllten Versammlung in der Königstadtbrauerei nach reger Diskussion, den Kampfcharakter der Maifeier hochzuhalten, um den Achtstundentag zu erringen. Sie verpflichteten sich, auf keiner Baustelle Arbeit zu nehmen, wo Maimaßregelungen vorgekommen sind.
Außerdem sah Berlin an diesem 1. Mai seinen ersten Dienstmädchenstreik. Ein Hotelier im Tiergartenviertel, der sein Personal noch zusätzlich durch ein rigoroses Strafsystem triezen wollte, erlebte an diesem Morgen, daß ihm die Mädchen geschlossen mit Sack und Pack davongingen. Auf die Frage: Wohin? erhielt er zur Antwort: „Wir gehen zur Maifeier!" —
Das Berliner Unternehmertum, nicht gewillt, sich durch die von ihm Ausgebeuteten auch nur die kleinste Konzession abtrotzen zu lassen, brachte in seine Maßregelungen System. Führend voran gingen dabei die in dem sogenannten Kühnemannschen Verband organisierten Unternehmer, von den Arbeitern „Spitzbubenverband" genannt. Angesichts der wachsenden imperialistischen Kriegsgefahr waren die ursprünglichen Mailosungen noch durch eine dritte ergänzt worden: „Für internationale Verständigung und Völkerfrieden!" Dessenungeachtet verstärkten die Reformisten ihre Bestrebungen, den Arbeitern als „Ersatz" den ersten Maisonntag aufzureden. Aber der internationale Kampfgedanke war nicht mehr totzukriegen.

1906

Die revolutionären Kämpfe des russischen Proletariats waren auch von den deutschen Arbeitern mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt worden. Die Brutalitäten der preußischen Polizei anläßlich der Wahlrechtsdemonstrationen, wobei u. a. einem Arbeiter eine Hand abgehackt worden war, hatten ein übriges dazu beigetragen, diesmal eine besonders kampfesmutige Maistimmung zu erzeugen. In der Berliner Holzindustrie war die Arbeitsruhe mit rund 30 000 Mann fast total, von den Metallarbeitern feierten 25 000 Mann. Selbst in dem ausgesprochenen Scharfmacherbetrieb von Borsig, Tegel, fehlten an diesem Tag zwei Drittel der Belegschaft. Unter dem machtvollen Eindruck dieser Demonstration erkannte ein weißer Rabe unter den Holzindustriellen — die Möbelfirma Markiwicz — für ihre 120 Tischler den Achtstundentag an! Trotz ungeheurer Polizeikonzentration, vor allem auf der Schloßinsel, kam es nirgends zu Zusammenstößen!

1907

Mit 10 Grad Reaumur im Tagesdurchschnitt zeigte sich dieser 1. Mai ungewöhnlich kühl. Frostig war auch die ganze Maifeierstimmung, waren doch im Vorjahr allein in Berlin an 30 000 „auf der Strecke geblieben". Die Schatten einer neu heraufziehenden Wirtschaftskrise sowie die Mandatsverluste der SPD bei den sogenannten „Hottentottenwahlen" wurden von den Reformisten benutzt, um die Arbeiter vor den Folgen einer Demonstration zu „warnen". — Ungeachtet der immer drohenderen Kriegsrüstungen sucht man in der Maifeierresolution des Jahres 1907 vergeblich nach einem Hinweis auf den Kampf gegen den Krieg.

1908

Der Nürnberger Parteitag der SPD hatte beschlossen, fortan in jedem Ort durch eine paritätisch aus Partei und Gewerkschaften gebildete Kommission zu prüfen, ob man sich einen Maifeierstreik leisten könne. Unterstützung für Gemaßregelte gab es erst nach der zweiten Woche; alle Kosten gingen zu Lasten der Lokalkassen! Eine Maimarke zur Unterstützung der Gemaßregelten wurde eingeführt, durch deren Erwerb man sich von der Verpflichtung zum Feiern „loskaufen" konnte. Die Vormittagsversammlungen wurden daher immer mehr zu einem Treffen von Arbeitslosen, kleinen Selbständigen und anderen, „die es sich leisten" konnten. Die Arbeiter trafen sich in der Hauptsache bei den „Kaffeekochveranstaltungen" nachmittags und bei den „Abendfeiern". Dort beschränkte sich der Kampf aber meist auf schöne Reden.

1916

Der Reformismus hatte gesiegt; aus der stolzen Maifeierparole „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" war die imperialistische Losung vom Schädeleinschlagen geworden. Klein noch war das Häuflein, das in Liebknechts Ruf auf dem Potsdamer Platz einstimmte: „Nieder mit dem imperialistischen Krieg!" Aber es war ein Fanal! In Rußland siegten bereits im nächsten Jahr die Arbeiter und Bauern unter Führung der Bolschewiki über den zaristischen Imperialismus.

1919

Diesmal standen erstmalig in Berlin alle Räder buchstäblich still, einschließlich der Eisenbahn und der städtischen Verkehrsmittel. Aber die Gewalt des äußeren Eindrucks war trügerisch. Während sich die junge sozialistische Revolution in Rußland siegreich gegen die imperialistischen Interventen verteidigte, blieb es in Deutschland bei Halbheiten, die Reaktion erhob schon wieder ihre Mörderhand.

1929

In ihrem Haß gegen den klassenkämpferischen 1. Mai war die Berliner Polizei bereits beim Verbot der Aufmärsche angelangt. Im Kampf der unbewaffneten Arbeiter gegen die Gummiknüppel und Karabiner kam es am Wedding und in Neukölln zum Barrikadenbau. Es gab Dutzende Tote, Hunderte Verwundete, weit über tausend Verhaftete! Eine unmittelbare Folge davon war eine gewaltige Steigerung des gegen links geführten „amtlichen Terrors", der der braunen Aggressortätigkeit zugute kam.

1933

Die faschistische Diktatur war über Deutschland hereingebrochen. Hitler raubte den Arbeitern alle Rechte, zerschlug ihre Organisationen. Trotzdem forderten verräterische rechte Gewerkschaftsbonzen die Berliner Arbeiter auf, am 1. Mai hinter den Hakenkreuzlappen zur Maiparade nach dem Tempelhofer Feld zu marschieren. Am anderen Morgen wurden die Gewerkschaftshäuser von den Nazis besetzt und die Kassen geplündert.

1945

Es klingt fast wie eine symbolische Handlung der Geschichte: genau auf den Tag zwölf Jahre später sank das fluchbeladene System der Todfeinde der arbeitenden Menschheit unter dem Salutdonner sowjetischer Geschütze ins Grab. Schnell zeigte sich, daß selbst der furchtbarste Terror die klassenbewußte Tradition der Berliner Arbeiter nicht auszurotten vermocht hatte. „Einigkeit macht stark!" So steht es auf einem der alten Gewerkschaftsbanner, die — in der Terrorzeit von treuen Händen verwahrt — fortan nun wieder den Maiaufmärschen der Berliner voranflattern.

1951

Und wieder wehen die roten Sturmfahnen im frischen Maienwind, doch wie anders ist dieser Aufmarsch gegenüber dem der ersten Jahre nach der Kapitulation! Die Menschen, die da in Achter- und Sechzehnerreihen die Linden hinunterfluten, haben wieder freudige Gesichter und helle Augen. Neunhunderttausend Demonstranten, voran die Aktivisten und Helden der Arbeit, ziehen an der Ehrentribüne am Marx-Engels-Platz vorbei, fast sieben Stunden lang. In allen Sprachen der Welt leuchtet das Wort „Frieden". Nachmittags und abends erlebt Berlin ein zukunftsfrohes, freudvolles Volksfest: Tanz auf Straßen und Plätzen, Spiel, Sport und Musik, Fackelzug und Feuerwerk.

Über die Freude fällt ein Schatten: Berlin ist gespalten, und in den Westsektoren herrscht die Gewalt der amerikanischen Imperialisten. Zehntausend Stummpolizisten sind gegen die Demonstranten aufgeboten. Arbeiter der AEG-Turbinenfabrik Tiergarten tragen Transparente mit der Losung „Wir fordern die Angleichung der Löhne an die Preise", aber Stummpolizei treibt sie auseinander, raubt den Arbeitern ihr einfachstes Recht. Trotz der Polizei kommen über hunderttausend Westberliner zur Kundgebung auf den Marx-Engels-Platz. In Tempelhof verhaften Stummpolizisten zweihundert Demonstranten, die nach dem demokratischen Sektor wollen, fast alles Frauen. In den engen Zellen des Polizeireviers Urbanstraße angekommen, organisieren die Frauen sofort eine Maifeier. Sie nehmen eine Entschließung gegen die Remilitarisierung Westdeutschlands, für einen Friedensvertrag mit ganz Deutschland an. Die Entschließung gelangt zur Kundgebung auf den Marx-Engels-Platz, löst unerhörte Begeisterung aus.

Kein Schutzmannsäbel, kein Bajonett, kein Gummiknüppel bedroht die demonstrierenden Werktätigen im demokratischen Sektor Berlins. Denn das ist das weithin nach außen sichtbare Zeichen des Eintritts der Arbeiter in die Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik: die Volkspolizei regelt am 1. Mai nicht nur den Auf- und Abmarsch, die Volkspolizei marschiert mit in der ersten Reihe. Mehr als je zuvor ist der 1. Mai zum Kampftag für Frieden und Freiheit, für Demokratie und Aufbau, für die Einheit der deutschen Heimat geworden, näher als je zuvor sind die Werktätigen in ganz Deutschland ihrem Ziel.

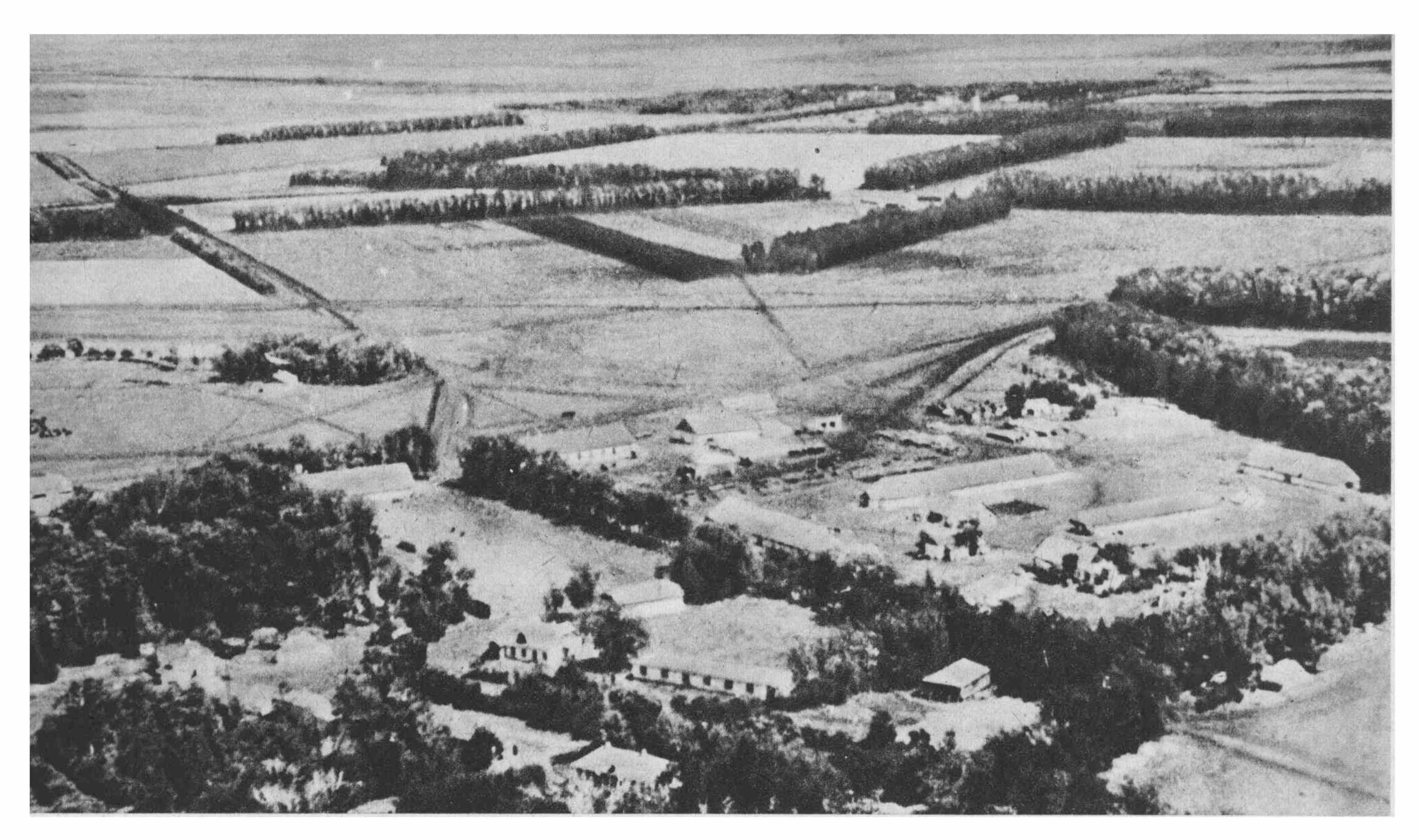
FRANZ PICHLER

Moskauer Frühling

Aus den Parks auf die Chausseen
springt ein silberhelles Grün.
Nur ein Hauch ist heut zu sehn.
Morgen wird der Flieder blühn.

Und die Häuser silbern heller
und der Kreml prunkt in Gold,
und die Autos hupen greller,
weil der Frühling als ein schneller,
frecher Lausbub durch die Straßen tollt.

Zoja faßt Alexej unter.
Sie tut einen kleinen Sprung,
und sie plaudert zärtlich munter:
„Aljoschka, du! Es gibt kein Wunder —
Moskau! . . . wir! . . . Ach, sind wir jung!"



Waldschutzstreifen verwandeln die Dürregebiete der Sowjetunion in fruchtbares Kulturland

GEORG PNIOWER

Naturschutz

IM SPIEGEL DER LANDESKULTUR

(Erste Fortsetzung)

Der neuere Naturschutz und die fortschrittliche Landeskultur in Deutschland sind untrennbar mit dem Humanismus verknüpft. Zu seinen würdigsten Repräsentanten gehören die Brüder Humboldt: Alexander von Humboldt, weltgereister und weltoffener Naturforscher, Schöpfer der Pflanzengeographie und Wegbereiter zahlreicher naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, und Wilhelm von Humboldt, bedeutender Staatsmann und Sprachforscher, unbestechlicher Kämpfer gegen die kulturelle und politische Reaktion. In der Bluts- und Geistesverwandtschaft der Brüder Humboldt spiegelt sich die Wesensbeziehung zwischen Naturschutz und Landeskultur. An diese beste deutsche Tradition knüpft unsere Wissenschaft an. Die Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin hat die Sektion Landeskultur und Naturschutz ins Leben gerufen. Damit ist ein weiterer wichtiger Schritt getan, den schöpferischen „Widerspruch" zwischen Naturschutz und Landeskultur dem menschlichen Fortschritt dienstbar zu machen.

Die Anfänge des angewandten Naturschutzes in Deutschland hatten allerdings andere Wurzeln. Sie reichen bis ins ausgehende 14. Jahrhundert zurück und entsprangen den einseitigen Interessen bzw. der Jagdpassion einer bevorzugten Schicht. Man schloß um des Waidwerks willen gewisse Waldgebiete und Gewässer von wirtschaftlicher Nutzung aus. Diese Art von Naturschutz setzte sich bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fort. Ihre Förderer und Nutznießer waren in der Hauptsache die gleichen Großgrundbesitzer, die inzwischen zur sogenannten forstlichen Reinertragswirtschaft übergegangen waren. Aus dieser Wirtschaft entstanden die bekannten Zerrbilder des Waldes, die knisternden Stangenäcker aus Kiefern oder Fichten ohne nennenswerten Unterwuchs, ohne die lebenstrotzende Vielfalt des ungleichaltrigen Mischwaldes. Diese Stangenäcker wurden wie Getreideschläge abgeerntet. Sie und die verkahlten Ackerböden Ostelbiens repräsentierten eine „Landeskultur" des Börsengeistes. Ihre soziale Auswirkung war die Proletarisierung der Landbevölkerung.

Auch ein Großstadtproletariat wuchs heran, ein Zille-„Milljöh". Das bauliche Manifest seines Elends waren u. a. die Mietskasernen im Zuckerbäckerstil mit ihren Hintergebäuden, die man euphemistisch als „Gartenhäuser" bezeichnete. Zu ihnen gesellten sich die von der Bodenspekulation ausgespienen Laubenkolonien am Stadtrand und der schmalzige Ungeschmack eines neureichen Großbürgertums: die tortenähnlichen Teppichbeete, das Gedärm der Bretzelwege und die Sentimentalität der Rousseau-Inselchen in reputierlichen Stadtparken.

Mehr noch: Die Technik ging um! Nicht gelenkt von landes- und wirtschaftsplanerischer Einsicht, nicht zur Ehre der Naturwissenschaften, nicht zur sozialen Befreiung der werktätigen Massen, nicht als Fanal kulturellen Fortschritts, sondern als kapitalistische Gottheit, als Idol der Dividenden-

hungrigen. Vernunft drohte Unsinn, Wohltat zur Plage zu werden. Überall in Stadt und Land hat entfesselte Technik Wunden hinterlassen, die noch heute nicht vernarbt sind: Siedlungswirrwarr, Verschleuderung des Wasserschatzes der Landschaft, bedenkenlose Vernichtung unersetzlicher Kultur- und Naturdenkmale!

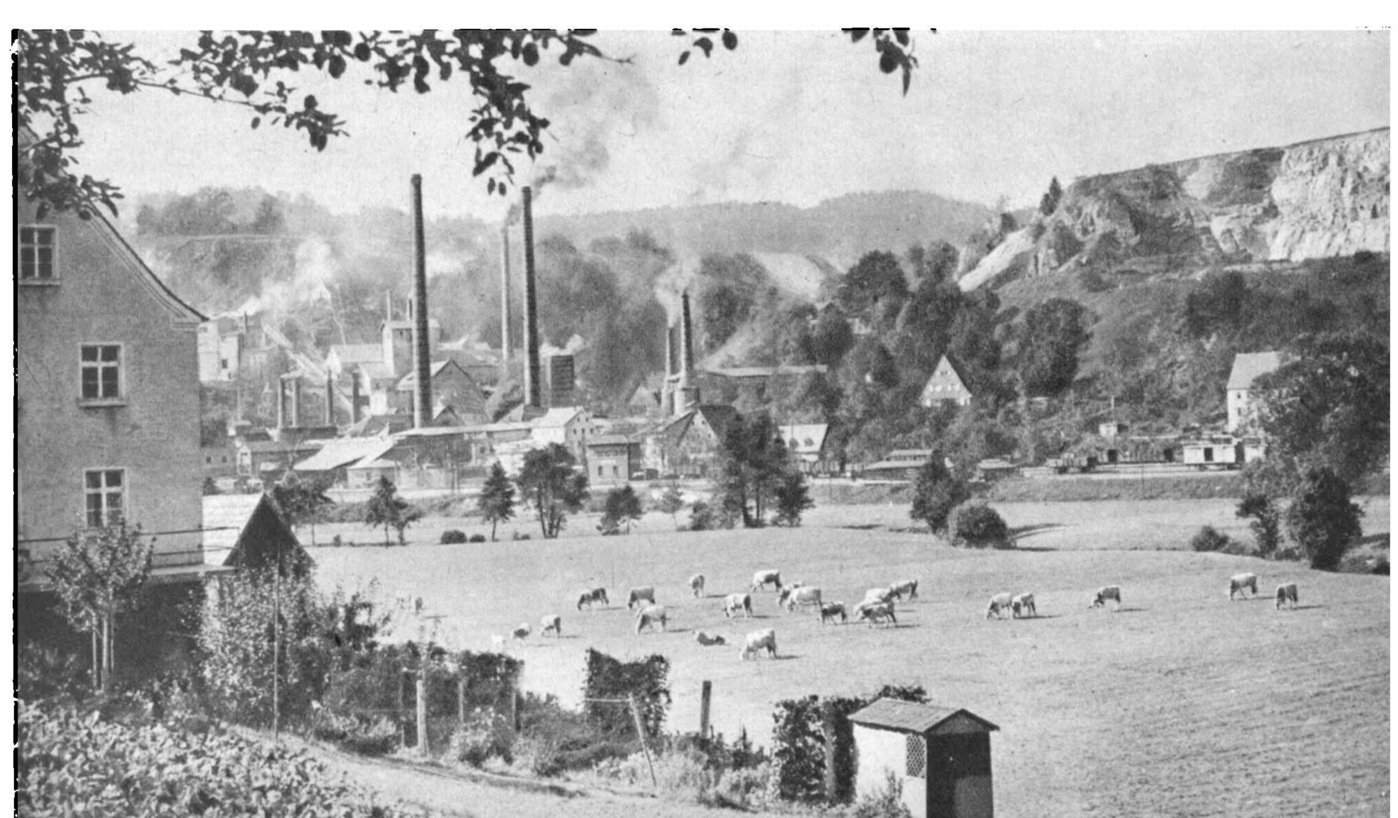
Wie stand der Naturschutz zu dieser „Landeskultur"? Er stand ihr zunächst einfach konträr gegenüber, und zwar im wesentlichen „ästhetisch", gewissermaßen in der Rolle eines naserümpfenden Gentlemans, der eine unsaubere Sache nur mit Fingerspitzen anfaßt. (Siehe die Forstästhetik des Freiherrn von Salisch.) Daneben glaubte man die Abszesse der Unkultur einfach überpflastern zu können. Die Verschönerungsvereine entstanden, zweifellos in bester Absicht, jedoch ohne den Krankheitsherd isolieren oder gar beseitigen zu können. Dazu hätte es neben sozialen und volkswirtschaftlichen Maßnahmen eines Naturschutzes der starken Hand und des scharfen Verstandes bedurft, der seine Argumente von der Wissenschaft, von der Mutter der Technik, bezogen hätte.

Immerhin begann sich bereits damals ein naturwissenschaftlicher Naturschutz zu regen. Seine Stützpunkte waren in der Hauptsache die deutschen Forstakademien. Man denke an Danckelmann, Eberswalde. Die Losung des neuen Naturschutzes lautete „Naturdenkmal". Sie war vielleicht etwas unglücklich gewählt, weil sie auszudrücken schien, der Naturschutz sei im wesentlichen ein museales Anliegen oder gar der Antipode (Widersacher) des technischen Fortschritts. Tatsächlich ist er zeitweilig von manchen begeisterten „Nurschützern" der Natur so aufgefaßt worden.

Hier spielt eine Regung hinein, die im deutschen Wesen besonders tief verwurzelt ist, die Romantik. Sie trieb in den Werken deutscher Dichter die schönsten und zartesten Blüten: Goethe (Wahlverwandtschaften), Eichendorff, Hölderlin, Claudius, Bierbaum, Lenau, Löns u. a. Sie spiegelte sich auch in der bildenden Kunst, in den Brillengläsern des Kakteenfreundes von Spitzweg, in den ätherischen Landschaften eines Caspar David Friedrich oder in der Innigkeit des Wiesenbaches von Hans Thoma. Doch hier zeigte sich auch die besondere Tragik vieler Deutscher, ihr Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Traum und Wirklichkeit. So hat sich auch der Naturschutz in Form der Denkmalspflege an der Süßspeise der Romantik nicht selten übernommen und den Magen verdorben. Die Heidelyrik, die hieran einen besonders großen Anteil hatte, erwies sich zumindest maßstäblich als nicht kongruent (passend, sich deckend) der Realität. Die Heide stellt eine natürlich oder künstlich entstandene Landschaftsabwertung dar, die zu beseitigen bzw. zu verhindern zur unabdingbaren Aufgabe der Landeskultur gehört, wobei selbstverständlich Reste als Denkmale erhalten zu werden verdienen (so die Gegend des Wilseder Berges in der Lüneburger Heide).

Zur Ehrenrettung des „Naturdenkmals" sei festgestellt, daß es auf wissenschaftlichen Fundamenten ruht. Sein Architekt war kein Geringerer als Alexander von Humboldt. Erstmalig spielte er auf diesen Begriff an in seinen „Ansichten der Natur" (Stuttgart 1807). Er erwähnte dort einen gewaltigen Drachenbaum auf den Kanarischen Inseln (wahrscheinlich auf Teneriffa, G. P.), einen betagten Ölbaum an der Burg zu Athen und eine mächtige Ulme in Ephesus. Er fuhr dann fort: „In den Tropen ist ein Wald von Hymenäen und Cäsalpinien vielleicht das Denkmal von mehr als einem Jahrtausend." In einem späteren Werk spricht er schon konkret von „monuments de la nature" (Naturdenkmalen). Schweinfurth übernahm diesen Ausdruck im Jahre 1874, als er einen gewaltigen Felsblock im Herzen Afrikas beschrieb. In den Jahren 1875 bis 1885 erschienen dann regelmäßig Berichte „zur Erforschung der Kunst-, Geschichts- und Naturdenkmäler Westfalens".

Die Industrie kann der Landschaft gesteigerten Ausdruck geben



Den entscheidenden Anstoß zu organisiertem Naturschutz auf staatlicher Grundlage gab in Deutschland zweifellos der Abgeordnete Wetekamp, als er am 30. März 1898 im Preußischen Abgeordnetenhaus eine Naturschutzvorlage einbrachte. Nun begann sich auch der wissenschaftliche Naturschutz zu formieren. Er fand in den damals einsetzenden landesplanerischen und städtebaulichen Ordnungsbestrebungen einen günstigen landeskulturellen Nährboden. Trotzdem dauerte es noch viele Jahre, bis er zum wahrhaft schöpferischen „Widerspruch" der Landeskultur wurde.

Hier erwarb sich Hugo Conwentz unvergeßliche Verdienste. Nach seinen Vorschlägen und unter seiner Leitung wurde 1906 die Staatliche Stelle für Naturdenkmalspflege in Preußen geschaffen. Andere verdiente Männer folgten und stehen teilweise noch heute im Dienst einer Natur- und Heimatschutzidee, die Deutsche aller Bekenntnisse über künstliche Grenzen hinweg verbindet. Hier nur einige Namen von vielen: Rudorff, Sohnrey, Avenarius, Klose, Helfer, Schönichen. Dazu unzählige andere, die meist in stiller, selbstloser Arbeit dem Naturschutz dienten und dienen und vor denen wir uns hier mit Achtung verneigen. Sie alle haben dazu beigetragen, einer ganzheitlichen, Natur und Technik umfassenden Landeskultur im Dienst sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts die Wege zu ebnen. Bruno Wille nannte das „Heimatpflege"; er gab ihr folgende Deutung: „Sie will die heimatlichen Aufgaben zugleich in Übereinstimmung mit den Forderungen des wirtschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens lösen. Sie wird damit keine Fessel für den Fortschritt, für neue Wege, für neues Schaffen, sondern erwirbt neue Werte für die gegenwärtige und die werdende künftige Heimat."

Die Frucht eines halben Jahrhunderts unermüdlicher naturschützerischer Aufklärung und Kleinarbeit war das Reichsnaturschutzgesetz vom Jahre 1935. Bis zum Erscheinen des neuen, in Vorbereitung befindlichen Gesetzes ist es noch in Kraft mit Ausnahme der Präambel und einiger Textsätze, die ihm nachträglich aufgepfropft wurden. Hier kündigte sich bereits eine neue, besonders merkwürdige Art von Landeskultur an, repräsentiert durch eine eigens dafür geschaffene „Reichskulturkammer". Durch die Hintertür der Geschichte war inzwischen das „Jahrtausend" des Spießers über Deutschland hereingebrochen, geführt von der Meute der Landsknechte, die um Sold und Lametta den deutschen Namen schon seit Jahrhunderten erfolgreich kompromittiert hatte. Eine Lebendigkeit eigener Art, eine Biologie mit tödlichem Ausgang hatte sich angebahnt. Lassen wir hier einen Mann zu Worte kommen, der die Auswirkung dieser Entwicklung auf die Landeskultur eigentlich hätte durchschauen müssen. Er hat sich gleichwohl mit besonderem Nachdruck einer Landschaftsgestaltung verschrieben, die den schöpferischen „Widerspruch" zwischen Naturschutz und Landeskultur hinfällig zu machen drohte. Es war Alwin *Seifert*. Er schrieb im „Zeitalter des Lebendigen" (Planegg vor München 1943 S. 197ff.) wie folgt: „In der Landschaft sind wir noch strenger als das Naturschutzgesetz, das die Ansiedlung fremder Pflanzen verbietet (dank der vernünftigen Haltung der Naturschützer gottlob ein Blindgänger! Siehe § 2 der Verordnung zum Schutz der wildwachsenden Pflanzen und der nicht jagdbaren, wildlebenden Tiere vom 18. März 1936. G. P.). Nicht nur das Reichsfremde hat hier sein Recht verloren." Er fuhr dann fort: „Wir bedauern es, daß die Forstleute aus Gründen des Holzmarktes noch andere Bäume in ihren Forsten haben müssen, als eigentlich dort hingehören. Wir hoffen, daß die Zeit noch mehr solche Versuche als unwirtschaftlich, weil unnatürlich, erweisen wird, als heute schon feststeht . . . Wir erklären Picea pungens glauca zum Staatsfeind Nr. 1 . . . Wir erklären weiterhin Krieg allen Gartendirektoren und Stadtgärtnern, die Pinus montana in Anlagen pflanzen. Denn es ist eine Sünde wider den Adel unserer Gebirge, wenn drunten in den Städten Zerrbilder ihrer freiheitlichsten Landschaftsbilder geschaffen werden." In dieser Art ging es weiter. Jeder Zoll ein „Reichslandschaftsanwalt"!

Wir werden uns mit diesen und ähnlichen Auffassungen in einer späteren Betrachtung noch auseinandersetzen. Hier nur einiges Grundsätzliche: Für den sogenannten Landschaftsanwalt war, wie schon der Name sagt, die Landschaft nur sehr bedingt ein Mittel zum menschlichen Zweck, im wesentlichen aber Selbstzweck. Ihre Gestaltung war mehr Gefühls- als Verstandessache. Die Technik war dem Landschaftsanwalt ein notwendiges Übel und deshalb nur geduldet, entweder im Rahmen „bewährter" historischer Wirtschaftsformen und Bauweisen oder als Anlaß, sie mit möglichst „echter" Natur zu kompensieren (siehe Autobahn).

Der Landschaftsanwalt übersah weitgehend, daß Landeskultur keine Rekonstruktion und statische Sicherungsmaßnahme, sondern ein dynamischer Entwicklungsprozeß ist, der zwar auf historischen Fundamenten beruht, jedoch durchaus von neuem Geist und vom Zukunftswillen getragen ist. Der Landschaftsanwalt sprach zwar mit Vorliebe von Dynamik; er verstand jedoch darunter einen einfachen Kreislaufvorgang, wie er sich etwa über den Komposthaufen abspielt, jedenfalls keineswegs eine Entwicklung, die der natürlichen hätte vorauseilen können oder dürfen. Er wagte es nicht, die allzu engen Windungen der natürlichen Entwicklungsspirale mit Hilfe der Technik zu dehnen, aus Sorge, sie könnten brechen. Der Landschaftsanwalt geriet daher unweigerlich mit den Natur-, Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaften in Konflikt, die das unumstößliche Kriterium wahrhaft komplexer und dynamischer Landeskultur sind. Die hierzu notwendige Überschau war allerdings aus der Perspektive des gewiß sehr nützlichen Regenwurms kaum möglich. Der Landschaftsanwalt mußte daher, um seinem Idealbild treu zu bleiben, auf wissenschaftliche Genauigkeit verzichten. Er zitierte Wissenschaft und Geschichte nur insoweit, als sie ihm passende Argumente lieferten, wenn er nicht gar sich verleiten ließ, diese Argumente seinem Wunschbild entsprechend zurechtzubiegen (siehe Heckenlandschaft).

Die Lücken der so entstandenen „Beweisführung" wurden durch Verallgemeinerung bzw. Übertreibung von Einzeltatsachen, wenn nicht durch Mystik, geschlossen. Ein oder zwei trockene Sommer genügten dem Landschaftsanwalt, einen Klimaumschwung vorauszusagen und eine brauchbare „biologische Katerstimmung" zu erzeugen. Er gab sich als „Ketzer", indem er unermüdlich offene Türen einlief.



Pappeln am Fluß — eindrucksvolle Landschaft, aber auch gutes Nutzholz!

Die augenscheinlichen Fehler aus der kapitalistisch-technischen Sturm- und Drangperiode waren ihm ein nimmer versiegender Ansporn, gegen die Windmühlenflügel des Fortschritts anzureiten. Er sprach nur im Superlativ der Unbedingtheit. Er hüllte sich in die Prophetie des Sehers. Er zerknirschte seine Widersacher mit düster gemurmelter „Versteppung"; er betörte sie „biologisch-dynamisch".
Diese heiter anmutende Betriebsamkeit hatte allerdings eine sehr ernste Seite. Sie verdächtigte die Landschaftsgestaltung bei Naturwissenschaftern, Volkswirten und Soziologen des Dilettantismus und der Weltfremdheit. Mehr noch: sie lockte leichtgläubige Menschen in eine Sackgasse. An ihrem Ende stand die kategorische Warnung vor dem schöpferischen Risiko. Nach ihr schien es, als ob außerhalb eines eng umzirkelten Erfahrungsbereichs, außerhalb eines geklitterten Geschichtsbildes, außerhalb einer romantischen Vorstellungswelt Landeskultur „tabu" sei. Die helfende Hand, die der Gartenbau der Landeskultur in Form der Landschaftsgestaltung hingereicht hatte, drohte hier zum restituierenden (wiederherstellenden) Naturschutz verkrüppelt zu werden.
Es ist eine peinliche Tatsache, daß „Der Biologe", „Odal", „Neues Bauerntum" und wie alle jene Organe pseudonordischer Monokultur heißen mochten, solche und ähnliche Auslassungen begierig aufgriffen und aus ihnen eine Landeskultur destillierten, die die Verdünnung der Zivilisation auf Kosten der Nachbarn zum Inhalt hatte. Parolen wie „Volk ohne Raum", „Eindeutschung des Ostens" usw. brauchten diesen podsolierten geistigen Horizont; der Mensch, genauer gesagt der Spießer, soweit er sich als „arteigen" definieren ließ, sollte hier gewissermaßen zum restituierten Naturdenkmal „avancieren", zum aufgenordeten Herrenmenschen, zur ragenden Eiche über allem menschlichen Unkraut ringsum. Die Naturschutzidee war an dieser Geistesverwirrung ganz gewiß unschuldig. Dank der mutigen und einsichtigen Haltung der Mehrzahl der zünftigen Naturschützer hat sie weniger Schaden genommen als zu befürchten und zu verstehen gewesen wäre. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß die fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen Naturschutz und Landeskultur, die im ersten Drittel unseres Jahrhunderts so überzeugend zutage traten, seitdem der Öffentlichkeit nicht wieder mit der nötigen Klarheit und Zeitgemäßheit nahegebracht worden sind.
Selbst bei der Behandlung von Teilproblemen scheint uns im Hinblick auf das Maß an Verwirrung die deutliche Herausstellung der Tatsache vonnöten, daß der Naturschutz im wesentlichen ein dienendes Glied schöpferischer Landeskultur ist und sich an ihr orientieren muß. Das Volk erwartet diese Klarheit heute mehr denn je, es verlangt sie von jedem, der sich mit Naturschutz oder Landeskultur aktiv beschäftigt.
Das Volk hat sein Schicksal in eigene Hände genommen und wünscht seine Umwelt nach eigenen Bedürfnissen zu gestalten. Ein klares Bekenntnis zur Wirklichkeit dürfte dem Naturschutz überdies viele neue Freunde gewinnen und seinen dringend nötigen Verjüngungsprozeß beschleunigen. Dieses Ziel wird um so sicherer erreicht werden, je präziser man mit Begriffen hantiert und je vorsichtiger man sich auf schwanker Leiter der Gefühle bewegt.
Welche Verwirrung hat allein schon der Begriff „Freie Landschaft" ausgelöst! Der Romantiker verstand darunter etwas grundsätzlich anderes als etwa der Industriekapitän. Für

den einen sollte sie frei sein im Sinne von Unberührtheit, für den anderen im Sinne von Tummelplatz. Beides war irrig. Vom Standpunkt der Landeskultur gibt es nur die „offene" Landschaft im fruchtbaren „Widerspruch" zum „geschlossenen" Kulturzentrum Stadt. Im Kulturstaat bildet die freie Landschaft die Ausnahme von der Regel; sie ist hier ausschließlich als Naturschutzgebiet berechtigt, sofern dieses nachweislich für die wissenschaftliche Forschung oder als Naturdokument unentbehrlich ist. Im übrigen sind freie Landschaften nur solche, für deren „Zähmung", d. h. Urbarmachung die technischen Mittel vorerst nicht ausreichen. Im Großen gesehen betrifft das z. B. die Polargebiete, unzugängliche Hochgebirge und Sumpfwälder, Großwüsten usw. Ihnen kann die Menschheit jedoch keine grundsätzliche bzw. dauernde „Freiheit" zugestehen, wenngleich das manchen Menschen heute noch vermessen erscheinen mag. Andererseits muß die „Unfreiheit" der offenen Landschaft auch gegenüber der Technik betont werden. Im Schoße der Technik ruhen Segen und Unheil der Menschheit dicht beieinander. Die Technik darf nicht, wie das im Chaos der Gründerjahre geschah, in der Landschaft willkürlich schalten und walten, denn die Landschaft ist Besitz und unteilbare Lebensbasis des Volkes. Dieser Grundsatz gebietet, das Nötige zu tun und das Überflüssige zu lassen. Überflüssig sind z. B. jene baulichen und technischen Nippes, mit denen Eigennutz, Snobismus oder falsch verstandener Tatendrang die Landeskultur profanieren (siehe das Seilbahnprojekt für das Matterhorn).

Das Nötige aber sei mit aller Kraft und Umsicht getan! Überall, wo ein echtes, volkswirtschaftliches oder soziales Bedürfnis vorliegt, darf es keine grundsätzlichen Vorbehalte gegen die Veränderung der Landschaft geben. Es sei an die Hebung von Bodenschätzen, an die Schaffung von Wasserkraftwerken im Hochgebirge, an die Abtorfung von Mooren bzw. an den Bau von Sanatorien, Sportanlagen und ähnliches erinnert. Entscheidend ist nicht einmal der Grad der landschaftlichen Umwandlung, sondern die Art, in der diese Umwandlung erfolgt.

Ganzheitlich veränderte Kulturlandschaften stehen der Naturgesetzlichkeit ebenso nahe wie unberührte Natur, nur mit dem Unterschied, daß bei ihnen der Zufall größtenteils ausgeschaltet und ein vielfach größeres biologisches Potential geschaffen wurde. Die Technik ist hier zum biotischen Faktor und die Landeskultur zum Naturgeschehen auf höherer Ebene geworden.

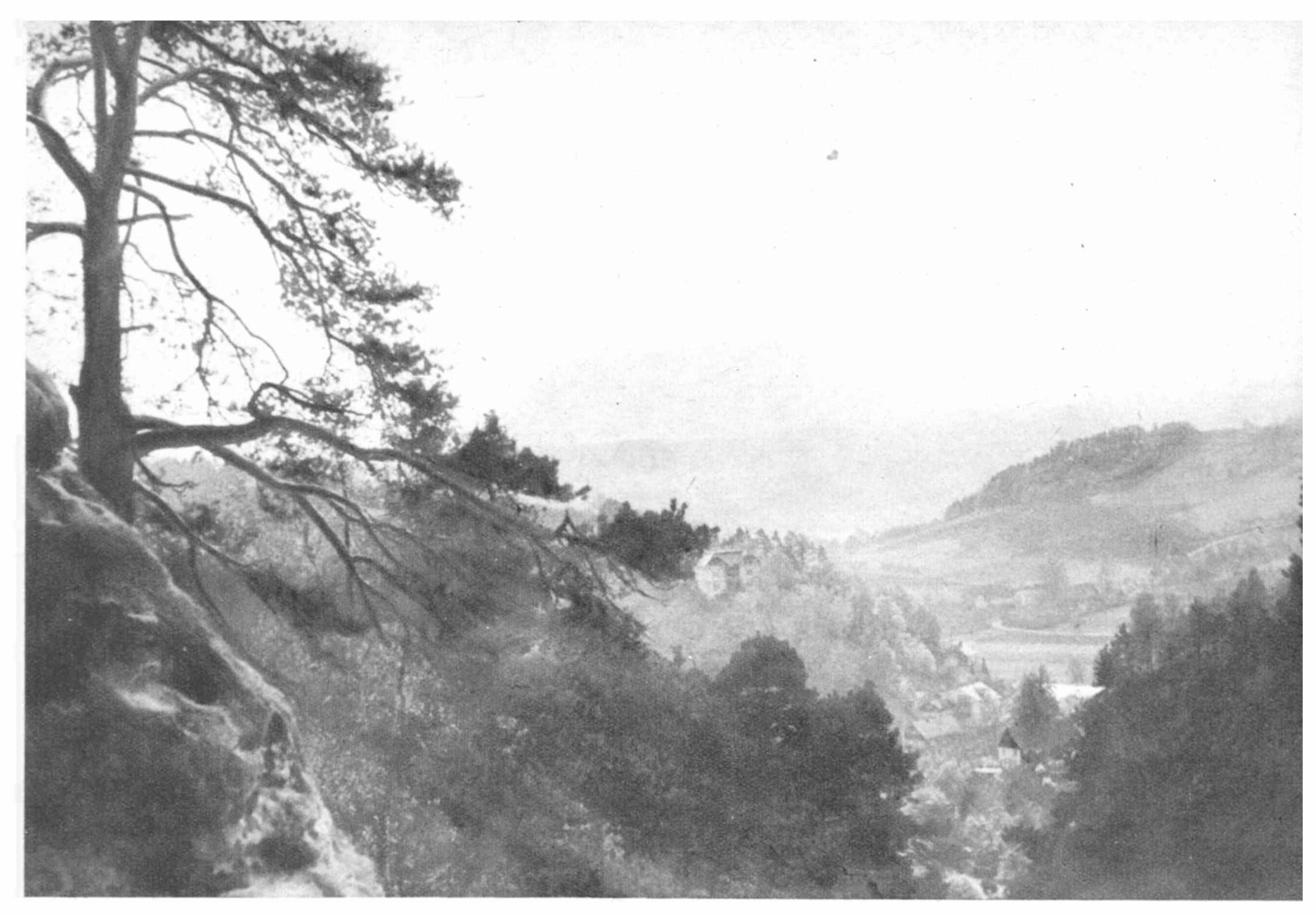
Vor dieser Ebene pflegen sich die Geister zu scheiden in solche, die mutig und folgerichtig vorwärtsstreben und in solche, die ängstlich oder unwissend zurückbleiben. Die Ängstlichen suchen nach Vorwänden, um dem Risiko einer beschleunigten Entwicklung, einer wirklich ganzheitlichen Umwandlung der Natur aus dem Wege zu gehen. Dabei verschanzen sie sich nicht allein hinter offensichtlichen Mißgriffen der Technik, sondern berufen sich auch mit Nachdruck auf die landschaftsbiologische Grundlagenforschung. Die Grundlagenforschung soll die Voraussetzungen klären helfen für die Umwandlung der Natur, für die Durchführung eines Auftrags, der vom Volke ausgeht und nicht von irgendeiner spezialistischen Fachgruppe oder gar einer Sekte. Je rascher und umfassender die Umgestaltung der Natur vorangetrieben wird, desto intimere Kenntnisse des Naturgeschehens sind nötig, desto mehr wachsen also Bedeutung und Verantwortung der Grundlagenforschung und damit des Naturschutzes.

Grundlagenforschung ist jedoch nicht Gestaltung, besonders was die beschreibende Forschung und hierbei die beschreibende Pflanzensoziologie angeht. Diese Hilfswissenschaft vermag u. U., wichtige Aufschlüsse über Standorteigenschaften zu liefern, wobei sie jedoch überall dort, wo die Natur bereits verändert ist bzw. wo die natürlichen Pflanzenvorkommen nur lückenhaft sind, auf die Mitwirkung der Bodenkunde, der Klimakunde und anderer Wissenschaftszweige angewiesen ist. Sie hat also die Natur zu interpretieren. Deshalb begnügt sie sich zu ihrem Teil damit, „die Pflanze zu fragen", was gegenwärtig auf einem bestimmten Standort wachsen würde, „falls der Mensch nicht mit störender Hand dort eingriffe".

Wollte man diese Frage jedoch verallgemeinern, d. h. sie der Landeskultur und Landschaftsgestaltung voranstellen, wir müßten etwa 60 Prozent unserer Ackerflächen dem Walde zurückerstatten. Wir müßten überdies auf Kartoffeln, ja auf die Mehrzahl der Getreide-, Gemüse-, Obst- und Holzarten verzichten und unseren Züchtern, Selektionären und Agrotechnikern empfehlen, ihre Arbeit schleunigst einzustellen. Das würde uns allerdings auch der Mühe entheben, über die Beziehungen zwischen Naturschutz und Landeskultur noch länger nachzudenken. Wir könnten unsere Kulturepisode als abgeschlossen betrachten bzw. auf Cornelius Tacitus und seine, wenn vielleicht auch etwas pessimistische Schilderung Germaniens verweisen: „Aut silvis horrida, aut paludibus foeda"! („Mit rauhen Wäldern oder scheußlichen Sümpfen bedeckt.")

Es wäre aber völlig absurd, die Grundlagenforschung so zu verstehen oder zu verselbständigen, als solle oder dürfe sie auf irgendeinem fachlichen oder landschaftlichen Teilgebiet die Landeskultur gewissermaßen auf ihre Ausgangsstellung zurückdrängen. Die Reproduktion der Natur ist ein Notbehelf und meist nur ein zeitlicher. Sie kommt z. B. bis zu einem gewissen Grade in Frage bei der Begründung von sog. Vorwald auf degradiertem Standort, wo früher oder später ein echtes landeskulturelles Ziel erreicht werden soll. Im vorliegenden Falle wäre das der sog. naturnahe Wirtschaftswald, ein naturgesetzlich aufgebauter Kunstwald von sozusagen „übernatürlicher" Leistung. Die Reproduktion der Natur ist also eine aus dem Zwang der Verhältnisse gegebene Eventualität; sie kann jedoch niemals ein gewolltes Prinzip der Landeskultur sein!

Wir sehen hier bestätigt, daß es entscheidend auf eine konstruktive Einstellung zur Landeskultur, auf eine realistische Lebensanschauung, ja, sagen wir ruhig Weltanschauung, ankommt! Die *Akkumulierung spezialistischen Fachwissens, die Errichtung irgendwelcher theoretischer Systeme, die Schaffung immer neuer -ion's, -etalia, -eta, -etosa usw. schützen nicht vor grundlegenden Fehlschlüssen, wenn nicht eine klare, wirklich ganzheitliche Vorstellung vom dynamischen Wesen der Landeskultur vorhanden ist. Das betrifft auch den Naturschutz.* *(Schluß im Juliheft)*



Der Lilienstein an einem trüben Tag

KLAUS VOGT

DIE STEINERNE *Kanzel*

Erinnerst Du Dich an die steinerne Kanzel von Rathen, diesen luftigen Sitz in der Stirnseite der Vorderen Kleinen Gans? Komm, noch einmal wandern wir zusammen, wie an jenem unvergeßlichen Frühlingstage . . .

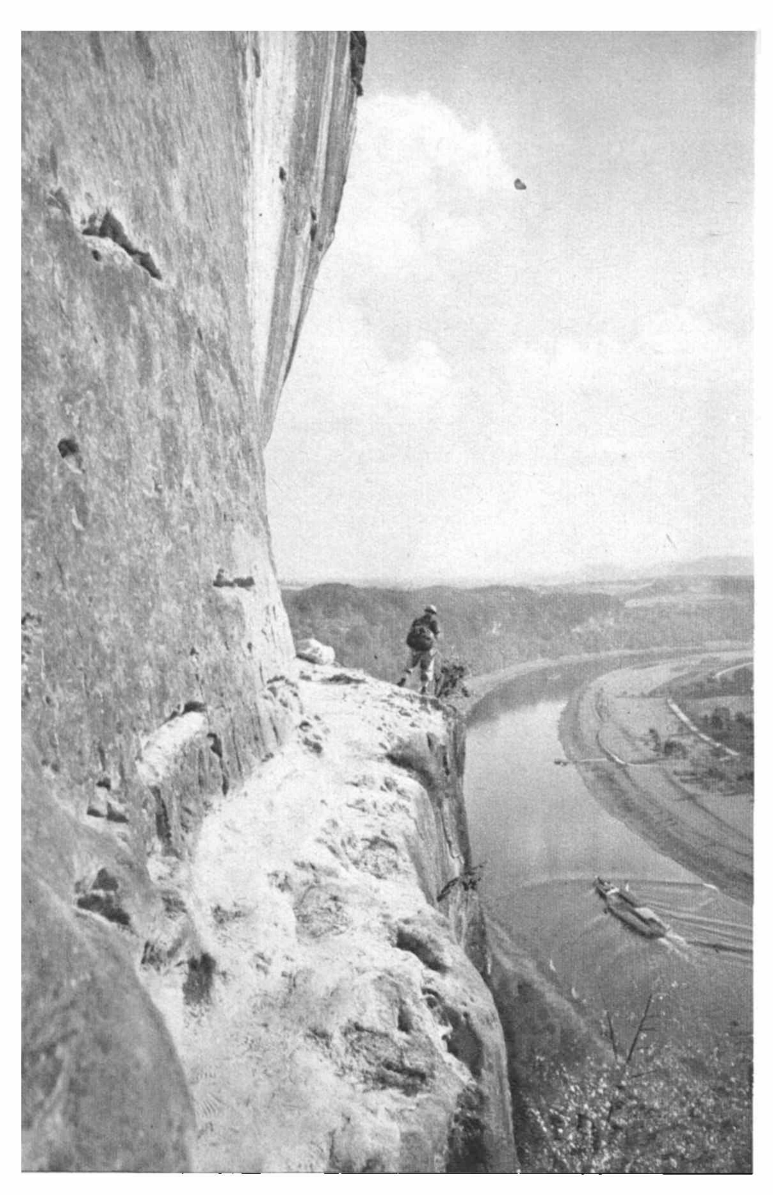
Die letzten Schatten der Nacht liegen über der Erde. Nur die Ahnung des über den Horizont steigenden Lichtes schimmert stahlgrau am Bug eines Schleppers, der mit kostbarer Last stromab dampft. Doch schon vibriert goldenes Leuchten hoch oben um die Fahnenstange der Bastei. Aus Winter und Nacht erwacht neues Leben und ein Tag, dessen berauschende Reinheit zum Handeln drängt. Erstes Grün ist aus der Erde gebrochen, in Bäumen und Sträuchern künden silberne Kätzchen und gelbe Knospen vom Sieg über die Finsternis.

Nun baden die Felsen der Bastei im Licht, bis zur Rahmhanke und zum Wartturm, sogar bis zu den Steinbrüchen vor Wehlen. Wir lassen uns als einzige Gäste mit der Fähre übersetzen und bummeln durch Rathen, diesen liebenswürdigen kleinen Kurort. Dort, wo sich die Wege gabeln, zieht ein Berg ungestüm den Blick empor. Wie ein Obelisk, von Riesenhand gebaut, schaut der breitschultrige Talwächter herab, doppelt massiv im zarten Dunst, der zwischen den Bäumen weht. Wenn wir jedoch weiterwandern, erleben wir, was trotz aller Erfahrung immer wieder erstaunlich wirkt: die Unzulänglichkeit des menschlichen Auges. In jeder Sekunde scheint der Fels sich zu wenden, zu schrumpfen, sich zu verbreitern. Weißt Du noch, wie wir von diesem Wächter des Rathener Tales enttäuscht waren, als wir ihn einmal im harten Licht des Mittags erlebten?

Jäh werden die Gedanken zerrissen. Wie ein ungeheures Riff bricht jetzt im Westen ein Berg hervor, dessen Schönheit für den ersten Augenblick den Atem raubt. Ich gestehe gern, daß mich nur wenige Berge in gleicher Weise überrascht haben. Vielleicht der Patteriol am Arlberg, der Monte Vipera in Dalmatien oder der Durmitor Montenegros.

Wie der Fels in den ergreifend stillen Pastellfarben dieses Morgens winkt! Wie er uns zwischen Amselsee und Felsenbühne an sich lockt auf waldigem Gratrücken! Zwischen den Kiefern tauchen Lokomotive und Mönch auf, dessen eiserne Gipfelfigur sich mit ausgestrecktem Arm vergeblich bemüht, die genaue Windrichtung anzuzeigen.

Und dann steht sie plötzlich zwischen den Wipfeln, die Stirnseite des dreimastigen Schiffes, das aus unerklärlichen Gründen Kleine Gans heißt. Ein hoher Kamin zerreißt den



Blick von der Rahmhanke bei Rathen das Elbtal aufwärts

Bug, ohne die Harmonie des Bildes zu stören. Welcher Freund der Natur, welcher Bergsteiger könnte hier ruhig bleiben! In wenigen Minuten stehen wir über den schrägen Platten am Einstieg dieses Kamins, der nach seinem Erstbesteiger Arthur Gühne getauft wurde. Weiß und weich kringelt sich das Seil. Schon sind die Kletterpatschen an den Füßen, ist der Hanfstrick um die Brust geknotet.

Wir durchsteigen den sonnenwarmen Kamin, der an Schönheit seinesgleichen sucht, bis zur Kanzel, der Steinernen Kanzel von Rathen, einem der herrlichsten Punkte der Elblandschaft. Noch sind es von hier zwanzig Meter bis zum Gipfel. Unter unseren Füßen bricht die Südwand in einem einzigen Schwung in das Geröll. Wir strecken uns faul auf die Schlingen des Seils und blicken nach Süden, zur Felskette der Schrammsteine und zum Großen Winterberg. Wir sehen in die Tschechoslowakei hinüber, das Land, das trotz aller Leiden durch die Faschisten dem demokratischen Deutschland die hilfreiche Freundeshand reicht.

Dort unten schaust Du die Felsenbühne, in der zum Wochenende Musik und Spiel die Menschen erfreuen. Und hier von der Kanzel aus vermagst Du an den breiten Bändern und Rissen der Wände leicht im Buch der Natur zu lesen. Die Gelehrten müssen recht haben, wenn sie behaupten, dort, wo sich das sogenannte „Sächsische Felsengebirge" erhebt, sei das Gebiet noch zur Kreidezeit vom Meer überflutet gewesen und habe vom Festland Sand in großer Menge zugeführt erhalten, der sich dann in Schichten zum Quadersand stein verfestigte.

Zu Beginn der Tertiärzeit wurde durch ungeheure gebirgsbildende Bewegungen und starken seitlichen Druck die Sandsteintafel gehoben und dabei zugleich in Klüfte zersprengt. Zwischen den beiden Teilen der Tafel schuf sich die Elbe ihr Bett. Mechanische und chemische Verwitterung, die Einwirkungen von Regen, Wind, Frost, Pflanzen und die Auflösung der Bindemittel durch Sickerwasser arbeiteten in Millionen Jahren am äußeren Bild, zernagten die Felsen, riefen Bergstürze hervor, ließen Gipfel abbrechen, Durchbrüche entstehen und bildeten die bizarren Formen heraus, vor denen wir jetzt oft fassungslos stehen. Wie oft finden wir in Sandstein eingepreßte Reste von Muscheln, Schnekken, Schalen und Gehäusen, die die beste Bestätigung für die geologischen Theorien sind.

Durch zusammenlaufende Bewegungen entstanden viele senkrechte Spalten, in denen teilweise Basalte emporstiegen. Als Zeugen dafür sehen wir von unserer hohen Kanzel am Horizont den Winterberg und andere vulkanische Kuppen, aber auch Tafelberge wie die Zschirnsteine und den Gohrisch.

Wie sind nun eigentlich die vielfältigen Felsformen, die tiefen Gründe und die eigenartigen „Ebenheiten" entstanden? Der Quadersandstein hat eine wichtige Eigenschaft: er ist wasserundurchlässig. Daher kann ihn das Sickerwasser so lange untergraben, bis die überhängenden Felsteile abstürzen und dadurch steile Wände entstehen lassen. Aber auch der Frost arbeitet unermüdlich. Regenwasser, das sich zwischen den Sandkörnchen des Gesteins fängt, kann das innere Gefüge durch Gefrieren und die damit verbundene Dehnung sprengen. Ähnlich wirken Pflanzen, deren Wurzeln den Felsen zerreißen. Einen besonderen Einfluß übt aber die sogenannte „chemische Verwitterung" aus. Durch Verdunstung, Veränderung der Quarzkörner und verwickelte Umsetzungen lockert sich das Gefüge des Sandsteins an einigen Stellen und festigt sich an anderen. Dadurch entstehen kleine Löcher und Höhlen, die manchmal ganz regelmäßige Formen haben, dann wieder fast miteinander verschmelzen.

Wenn die Verwitterung von zwei Tälern aus arbeitet, bleiben in der Mitte Felsrippen, Pfeiler und Türme stehen; wird an ihnen wiederum eine tiefere und weichere Schicht stärker abgetragen als eine höhere und härtere, wachsen Formen, die an Pilze erinnern. Als ein Beispiel werde ich Dir nachher den Türkenkopf zeigen. Große Felstore dagegen entstehen durch systematische Aushöhlung einer schmalen Felsrippe von zwei Seiten, so lange, bis ein Durchbruch entstanden ist. Diese Felsen, die für ewige Zeiten gewachsen zu sein scheinen, zeugen also von dem unaufhörlichen Prozeß der Veränderung und Weiterbildung in der Natur, wenn sich die Vorgänge auch in einem für unsere Begriffe unvorstellbar langen Zeitraum abspielen.

Die Nebenflüsse, die ein viel größeres Gefälle als die Elbe haben, schufen enge Schluchten, deren steile Wände un-

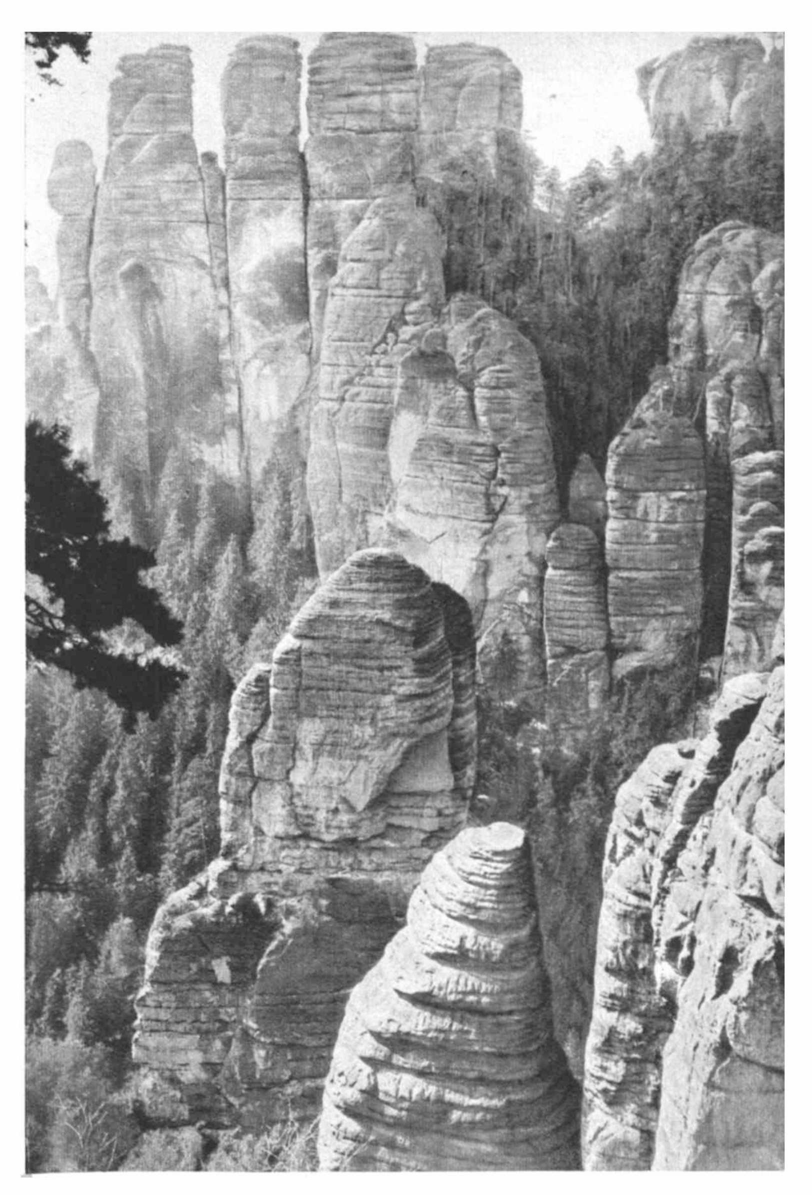
mittelbar aus dem Wasser ragen wie manche Klamm auf tschechoslowakischer Seite. Interessant ist, daß nur solche Täler auf der rechten Seite der Elbe stets Wasser führen, deren Quellgebiet im Lausitzer Granit liegt, wie die Kirnitzsch, der Sebnitzbach, die Polenz und die Kamnitz, während die übrigen meist trocken sind und „Gründe" oder „Schluchten", auch „Schlüchte" genannt werden. Sie haben ein steiles und unausgeglichenes Gefälle, weil die Auswaschung durch Wasser nur periodisch erfolgt.

Wie kommt es aber, daß sich zwischen dem Rathener Felsengewirr, den Schrammsteinen und den Vulkankegeln kilometerweit ein flaches Gelände hinzieht, nur unterbrochen von einigen markanten Tafelbergen, vom Lilienstein gerade vor uns, vom Königstein jenseits des silbern blinkenden Bandes der Elbe und dahinter vom Papststein und Pfaffenstein, vom Gohrisch und von den Zschirnsteinen? Die geologischen Vorgänge, die zur Bildung dieser treffend als „Ebenheiten" gekennzeichneten Strecken führten, erregen besonders das Interesse jedes Wanderers.

Betrachtest Du die Tafelberge von der Seite, findest Du stets den gleichen Aufbau: über der Ebene steigen steile Kegel an, führen zum Fuß von Felswänden, die in schmalen Spalten durchstiegen werden können. Gipfel sind die waagerechten oder schwach geneigten Plateaus. Die Ebenheiten steigen allmählich nach Südosten an, und wenn man bedenkt, daß sie von sehr harten und widerstandsfähigen Schichten gebildet werden, erkennt man die inneren Zusammenhänge. Wissenschaftler haben gefunden, daß Ebenheiten Schichtflächen darstellen, die durch abtragende Kräfte herauspräpariert sind. Die Gesteinsmassen, die nach dem Auftauchen aus dem Meer die Landschaft zwischen den Tafelbergen füllten, wurden vor allem durch mechanische Verwitterung und Bodenfließen abgetragen. Natürlich konnte die Verwitterung während der Eiszeit an den Felsen bedeutend stärker als in der Gegenwart arbeiten. Der Schutt an den Hängen der Tafelberge wurde rasch zu Tal getragen, und die großen Blöcke, die nicht fortbewegt werden konnten, sind allmählich zu Sand zerrieben worden, den der Wind verweht.

Wenn sich die Flüsse durch den Quadersandstein bis zur nächsten Schicht hindurchgefressen haben, die wasserundurchlässig ist, entstehen über dem Bett Felswände, die auf diese Weise die Landschaft in Terrassen einteilen, neue Landstufen und Ebenheiten bilden, deren obere Fortsetzung die Plateaus der Tafelberge sind.

Flüchtige Gedanken über Werden und Vergehen dieser Landschaft huschen unwillkürlich auf diesem Ausguck vorüber. Wie die Kräfte der Natur unermüdlich und zäh an der Wandlung des Gesamtbildes modellieren, beweist dicht bei uns eine schräge, weiße Fläche, die noch vor wenigen Jahren einen Gipfel darstellte. Schon lange war es den Bergsteigern bekannt, daß der Obere Ganskopf gleich neben dem Gühne-Kamin sehr brüchig war und gemieden werden mußte. Viele Jahrtausende hatten die Naturgewalten gearbeitet, bis es an einem windstillen Tage, dem 13. April 1948, soweit war: der große Gipfel rutschte mit donnerndem Getöse ab, schlug an den Unteren Ganskopf, riß ein Stück mit, brach in den Kamin und löste sich in seine sandigen Urbestandteile. Weite



Zerklüftete Sandsteinfelsen an der Großen Gans

Geröllhalden liegen auch heute noch am Fuß der Gans, besonders feste Steine spürt der aufmerksame Beobachter sogar weit unten auf. Die Kundigen wissen, daß auch der Rest des Ganskopfes abbrechen wird, diesmal allerdings nach der anderen Seite. Vielleicht morgen, vielleicht in hundert Jahren.

Bald kommen wir auf der Steinernen Kanzel ins Grübeln. Wäre nicht auch der markante Gipfelblock der Barbarine in Staub zerbrochen, wenn sich nicht mutige Kletterer mit Zement, Bandeisen und Klammern erfolgreich bemüht hätten, das Wahrzeichen der Sächsischen Schweiz zu erhalten? Nur wer jemals auf diesem kühnen Gipfel stand, kann annähernd ermessen, welche Geschicklichkeit und Kraft, welcher Mut und Elan notwendig gewesen sein müssen, um das technische und akrobatische Kunststück zu vollbringen.

Die Märzsonne brennt um diese Stunde schon erstaunlich warm in unseren Ostkamin. Leicht rauscht unten der Wind durch die Bäume. Irgendwo läutet ein Glöckchen. Kein Mensch ist zu sehen, kein Ruf stört die Stille. Nur manchmal scheint weit unten ein Hund seine Herde kläffend zu umspringen.

Wir wollen weiter, schüttle die herrliche Müdigkeit ab! Du sicherst mich am verläßlichen Hanf, ich spreize über den

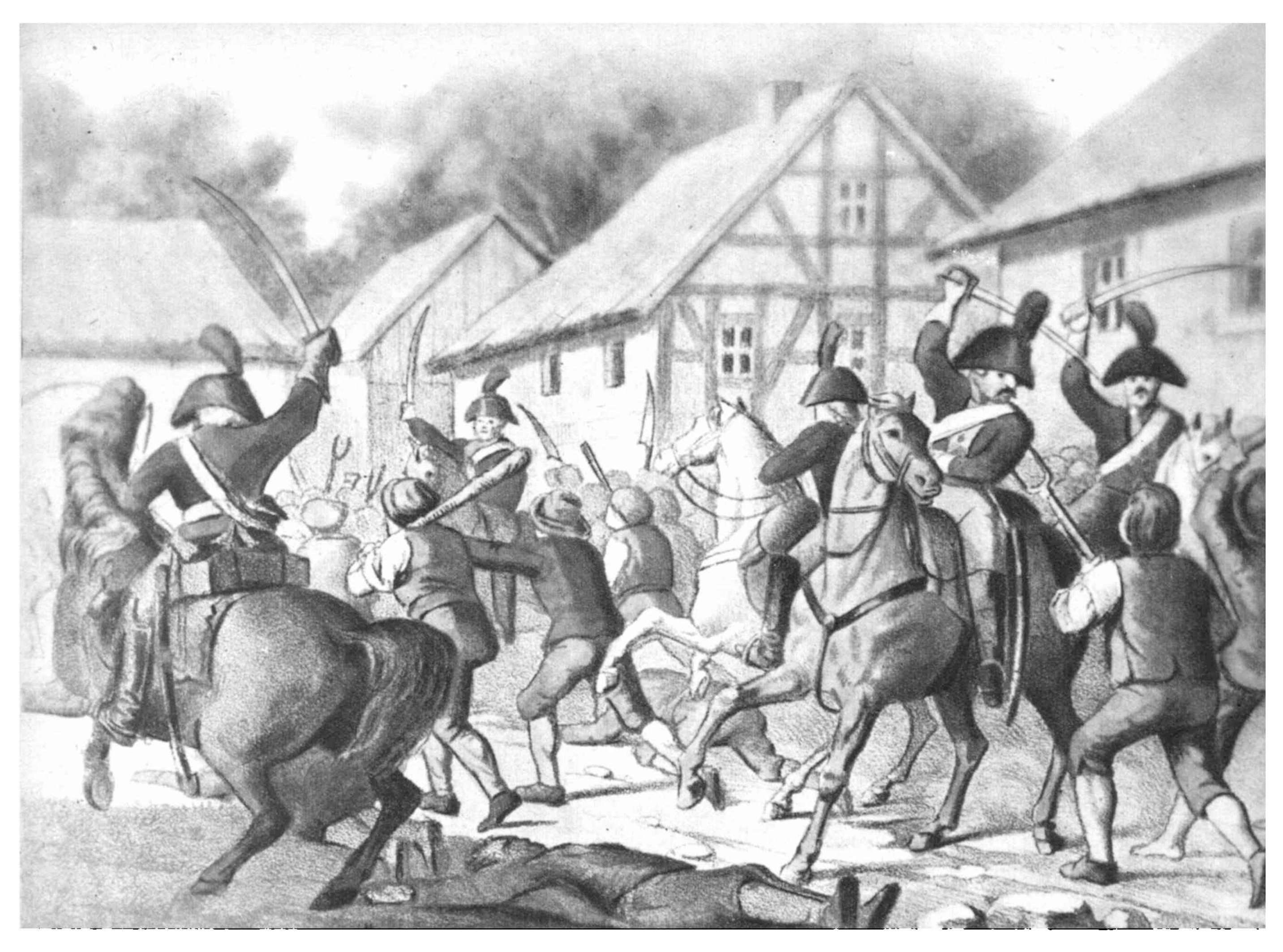
Kamin, hangle den Überhang hinauf, bin schon in dem engen Riß und schiebe mich weit draußen empor. Viel Luft ist unter den Füßen, haltlos fällt der Blick in die Tiefe. Ein Augenblick, den der rechte Bergsteiger um nichts in der Welt eintauscht.
Nun stehe ich auf dem Gipfel, Du kommst nach. „Bergfrei!" sagen wir, freuen uns über so viele Dinge, die wir nicht aussprechen, sehen uns in die Augen und — verstehen uns. Hier ist das Gipfelbuch, dort ragen die vielen köstlichen Berge: im stillen Raaber Kessel lockt die durch Eisengehalt gelbliche Südwand des Höllenhundes; neben dem harmlosen Felsen, der Lamm getauft wurde, aber genau wie ein Dromedar aussieht, steht steil und trotzig die Lokomotive mit dem breiten Spalt zwischen Pfeife und Esse. Dort, wie klein der Talwächter, nun wieder von einer ganz anderen Seite! Grün leuchtet der Amselsee.

Aus „Zauber der Elblandschaft", Sachsenverlag

DR. SIEGFRIED SIEBER

DER Bauernaufstand VON 1790 IN SACHSEN

Am Bauernkrieg des Jahres 1525 waren auch sächsische Dörfer stark beteiligt, besonders die in der Nähe von Zwikkau, wo Thomas Münzer längere Zeit tätig war. Die Niederlage der Bauern und das Blutgericht der Junker erstickten die revolutionäre Bewegung auf lange Zeit. Die nächste große Bauernerhebung fand erst 1790 statt. Dazwischen lagen Notzeiten wie der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg, in dem preußische Heere Sachsen unerhört ausplünderten. Nur selten versuchten zwischendurch einzelne Dörfer, ihr schweres Los abzuschütteln, wie 1583 die Bauern des Amtes Frauenstein oder 1738 Thierfelder Fronleute.
„Die französische Nationalversammlung räumte in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 mit allem feudalen Moder auf, mit der Leibeigenschaft, den Herrengerichten, den Zehnten usw. Binnen weniger Stunden beseitigte diese Nacht einen Schutt, dessen Wegräumung in Deutschland nicht weniger als sechzig Jahre gedauert hat." So kennzeichnet Franz Mehring die große Französische Revolution, die sich natürlich auch auf Deutschland auswirkte. In Frankreich hat das Bürgertum die Revolution geführt, aber das deutsche Bürgertum, berufen, ein gleiches zu tun, erfüllte seine geschichtliche Aufgabe nicht. Trotzdem hat es auch im deutschen Volk nicht an revolutionären Bewegungen gefehlt, nur wurden sie von der Geschichtsschreibung bisher zu wenig beachtet.
Einen Versuch, ähnliche Erfolge wie in Frankreich zu erringen, unternahmen die sächsischen Bauern 1790. Vielleicht waren schlechte Ernten der letzten Jahre mit wirksam, doch in erster Linie trat der politische Einfluß der Französischen Revolution zutage, entstanden doch gleichzeitig in den Niederlanden, in Ungarn und Westdeutschland Volkserhebungen. Es wird behauptet, der 31. August sei für Deutschland der zur Revolution heimlich bekanntgegebene Tag gewesen. Ein Hamburger Journal wollte von einem revolutionären Klub wissen, der die Umwälzung in Deutschland herbeiführen wollte. Tatsächlich hatte der sächsische Geschäftsträger in Turin auf Gerüchte aufmerksam gemacht, wonach in Sachsen der Aufstand zuerst ausbrechen würde. Predigten des Diakonus Sillig in Döbeln, der im Sinne der Bauern sprach, wiesen auf Frankreichs Vorbild hin. „Das geht durch die ganze Welt und kommt auch nach Sachsen", sagte er.
Sachsen, damals doppelt so groß als heute, war wirtschaftlich hoch entwickelt. Aber das Bauerntum seufzte unter Hofediensten (Fronarbeit), die willkürlich angesetzt wurden, und noch mehr unter der selbstsüchtigen Gerichtsbarkeit der Rittergutsbesitzer. Schwere Schäden brachte rücksichtslose Schaftrift der herrschaftlichen Schäfereien den Bauernfluren. Die Felder vieler Dörfer wurden von Hochwild und Wildschweinen verwüstet, da die großen Herren ihres Jagdvergnügens halber das Wild überhandnehmen ließen. Tatsächlich wurden im Sommer 1790 ganze Dorfschaften im Amt Hohnstein zur Selbsthilfe gegen Wildschäden getrieben.
Die fruchtbarsten Gegenden Sachsens um Meißen, Lommatzsch, Oschatz, Döbeln stellten den Hauptanteil an der Bewegung, wogegen die armen erzgebirgischen Dörfer meist ruhig blieben. Allerdings spielt ein Osterzgebirgler, der Seilermeister Geißler in Liebstadt, eine führende Rolle. Sohn eines Schulmeisters, herrnhutisch erzogen, war er gut belesen, hielt z. B. den „Teutschen Merkur". Angeregt von seiner Lektüre und den Zeitereignissen, entwarf er nach Gesprächen mit den Leuten ein Promemoria, das in Sachsen in vielen Abschriften verbreitet wurde. Es verlangte Absetzung leitender Männer, Schutz des Volkes durch eine Nationalgarde, scharfes Vorgehen gegen die Gutsherren, „daß sie nicht mehr das Land zur Wüste und Einöde machen können" (durch Schafzucht). Auch gegen Juristen, die „wie Blutegel das Land aussaugten", wandte sich Geißler. Viele Abschriften verbreitete er selbst, im Lande umherreitend. Eine zweite Schrift von ihm beginnt: „Jetzo ist die Zeit, wo man das unerträgliche Joch der Edelleute abschütteln kann. Sie haben nach göttlichem und menschlichem Recht nicht den gering-



Kämpfe zwischen aufständischen sächsischen Bauern und Truppen im Jahre 1790 (Handkolorierte Lithographie aus dem Jahre 1850)

sten Beruf, ihre Nebenmenschen wie bisher ohne alle Barmherzigkeit zu schinden . . . einer lebt in der größten Wollust, und der andre muß seinen Bissen mit Seufzen und Wehklagen essen." Geißlers Aufrufe wirkten weiter, auch nachdem er bereits am 10. Juli als allererstes Opfer verhaftet worden war. Fünfzehn Jahre mußte er im Zuchthaus schmachten. Im Alter irrte er umher. Sein Tod ist unbekannt.
Viele sächsische Bauern waren gut belesen. Broschüren gingen um über „Geschichte der merkwürdigsten Volksaufstände und Staatsumwälzungen". Manche Leute hielten sich auch an Prophezeiungen. Schon am 10. Juli sagte ein Bauer: „Wenn es nicht anders wird, fangen wir Rebellion an." Und ein andrer äußerte: „Laßt uns Mut fassen, herrschaftliche Dienste und Zwang aufzusagen . . . laßt uns alle auf den 20. Juli der Herrschaft gute Nacht bieten!" Tatsächlich erhoben sich am 22. Juli die Zehntdörfer der besonders reaktionären Schönburger Grafen von Wechselburg. Sie überfielen, da der Graf geflüchtet war, die Wohnung des verhaßten Amtmannes und demolierten sie.
Anfang August traten viele Dörfer gegen ihre Peiniger an, besonders, wo sie unter rücksichtsloser Schafhutung litten und jahrelang in Prozessen gegen Übergriffe herrschaftlicher Schäfer lagen. Gegen ungerechte Frondienste wandten sich Petzschwitzer und Churschützer Bauern, indem sie der Getreidefron fernblieben und die herrschaftlichen Schäfer von ihren Fluren verjagten. Richter Lommatzsch in Pinnewitz rief die Bauern seiner Gegend durch ein Schreiben zusammen, das mit den Worten begann: „Wer die Freiheit liebt und wünscht, welche unsre alten Vorfahren genossen haben . . ."
Ein Dorf nach dem andern sagte den Gutsherren die Dienste auf. Bis zum 21. August hatten die Untertanen von 18 Rittergütern den Dienst verweigert. Mit der Zeit wurden 86 Rittergüter davon betroffen. In den meisten Fällen mußten die Gutsherren den vor ihre Schlösser gerückten Bauern Schriftstücke unterschreiben, worin sie auf alle Hofedienste verzichteten. Oft verlangten die Bauern überdies Rückzahlung willkürlich erhobener Strafgelder, denn das gutsherrliche Gericht diente der Ausbeutung. Die Gerichtsbeamten waren gewissenlos genug, möglichst hohe und viele Strafen aufzuerlegen, da ein Teil in ihre Tasche, der andere in die der Herren floß. Besonders schlecht war das Zwangsgesinde auf manchen Gütern behandelt worden, d. h. Bauernsöhne und -töchter, die auf Befehl der Herrschaft auf dem Hofe dienen mußten und unglaublich schlecht bezahlt wurden. In Krankheitsfällen wurde ihnen jeder Tag, den sie arbeitsunfähig waren, von ihren paar Groschen abgezogen. Einer der ärgsten Ausbeuter, von Zehmen, mußte den Bauern hohe Rückzahlungen leisten. Sie bewachten ihn, er konnte ihnen aber doch entfliehen.

Ging ein Dorf gegen das Schloß vor, so kamen Nachbardörfer zu Hilfe. Auch schlossen sich die Häusler, die sich ursprünglich nicht beteiligt hatten, vielerorts den Bauern an. Ein wohlausgebautes System reitender Boten und anderer Nachrichtenmittel sorgte für Nachbarhilfe, wenn Gefahr drohte. Böllerschüsse gaben Signale. An der Elbe trugen Schiffer die Kunde vom Aufstand weiter. Den Bauern selbst erschien es geradezu geheimnisvoll, daß sich alle so gemeinsam erhoben. Sie deuteten diesen Zusammenhalt religiös, wie einst Thomas Münzer, als „Ding von Gott". Die Parole „Alle für einen, einer für alle" ist ausdrücklich aus dem Munde der Bauern bezeugt. Sie vertrauten auf die Hilfe ihrer bäuerlichen Brüder. Nachzugeben waren sie nicht gewillt. Ein Bauer in Deutschenbora erklärte ausdrücklich, alle gütlichen Vorstellungen würden fruchtlos sein.

Das Rechtsgefühl der Bauern empörte sich besonders, als fünf ihrer Abgesandten, die in Meißen Besprechungen führen sollten, dort hinterlistig verhaftet wurden. Aus vielen Dörfern zogen sie, weit über tausend Mann, vor Meißen und schlugen an den Katzenhäusern eine Art Biwak auf, bis die Behörden, die zudem das städtische Proletariat fürchteten, gezwungen waren, die fünf Männer freizugeben. Ebenso befreiten dreihundert Bauern den nach Schloß Nossen verhafteten Häusler Böhme und erzwangen ein Attest der Beamten, daß Böhme unschuldig sei.

Vom 23. bis zum 26. August waren die Bauern in weiten Teilen Sachsens Herren der Lage. Auch in Städten gärte es. In Freiberg stürmten fünfhundert Bergleute die Stände der preistreiberischen Höker. In Chemnitz glomm Feuer unter der Asche. Man wartete auf das Abrücken der Garnison. Im Städtchen Lommatzsch wurde es nach Abzug der Soldaten unruhig. In Döbeln war der Gastwirt und Fleischermeister Beck Mittelpunkt der Bewegung. In Schneeberg gab es Unzufriedenheit. Advokaten in Hohenstein-Ernstthal sympathisierten mit den Bauern. Die Bürger von Burgstädt, Lunzenau und Kohren beteiligten sich am Aufstand gegen die verhaßten Schönburger.

Rasch breitete sich die Revolutionsstimmung aus. Viele Gutsherren waren geflüchtet oder trauten sich nicht auf ihre Schlösser, unter ihnen sogar einige Minister. Andre hatten auf Frondienste und weitere Rechte Verzicht geleistet. Die Gerichtshalter verbargen sich vor dem Unwillen des Volkes. Bauernhaufen, nur mit Knütteln, Sensen und Gabeln bewaffnet, hatten die Exekutivgewalt mattgesetzt.

Die Regierung hatte den ersten Anfängen keine große Bedeutung beigemessen. Aber seit dem 21. August arbeitete man in Dresden fieberhaft an der Unterdrückung des Aufstandes, um den Gutsherren gegen die Bauern zu helfen. Eine Kommission wurde eingesetzt, ein Patent zur Unterdrückung der Bauern erlassen. Vor allem wurde ein ganzes Korps Soldaten aufgeboten. Große Truppenverschiebungen sollten verhindern, daß die Mannschaften aus einem Rekrutierungsbezirk in ihre Heimatdörfer kämen und sich mit den Bauern verbrüderten, wie die Bauern selbst hofften. Die Aufständischen waren obendrein der falschen Meinung, der Kurfürst selbst stehe in Wahrheit auf ihrer Seite, dürfe sich nur nicht offen zu ihnen bekennen. Daher waren sie überrascht, als plötzlich Truppen in großer Zahl und gut bewaffnet in den hauptsächlich von ihnen beherrschten Landschaften auftauchten.

Eine theatralisch aufgemachte Versammlung auf Schloß Hirschstein, wo der Leiter der Kommission, von Burgsdorff, die rings von Soldaten eingekreisten Bauern erst zu einem neuen Treugelöbnis zwang und dann aus ihrer Mitte einige Wortführer verhaften ließ, leitete das Vorgehen ein. In kurzer Zeit waren die größeren Bauernhaufen überall von Truppen zersprengt. Ihre Dörfer wurden durch Infanterie und Geschütze eines nach dem andern gesichert und nachts durch Posten und Patrouillen streng überwacht. Viele führende Männer, darunter auch die seinerzeit aus Meißen befreiten dann Richter Lommatzsch, Fleischer Beck, Häusler Böhme wurden bei Nacht verhaftet und auf die Festung Königstein gebracht, da die Regierung fürchtete, die Unruhe würde wieder aufflackern, sobald die Truppen weitergezogen seien. Wohl kein einziger Bauernführer entkam. 158 Männer wurden verhaftet und mußten ihren Freiheitskampf mit Festungsbau, Zuchthaus oder Gefängnis büßen. Verräter an der Sache der Bauern erhielten Geld und Medaillen zur Belohnung.

Besonders schlimm war das im Patent geforderte „Handgelöbnis". Jeder Bauer in den besetzten Dörfern mußte in die Hand geloben, seinen Frondienst wie bisher zu leisten. Die ausgestellten Verzichtsurkunden wurden zerrissen. So siegte mit militärischer Gewalt des Staates das Junkertum über die Bauern. Auch ließ der Kurfürst von allen Kanzeln in diesem Sinne die „Vorteile eines unter dem Schutze der Obrigkeit zu führenden stillen und ruhigen Lebens" preisen. Zwar flackerten noch im Vogtland und in Thüringen (Gera) Unruhen auf, aber die Kerngebiete des Aufstandes waren Mitte September gewaltsam zur Ruhe gebracht. Kämpfe mit den Truppen hat es wenig gegeben. Ein Beispiel sei der Sturm der Bauern und Kleinstädter auf Rochsburg. Die Truppen, die der Schönburger Graf herbeigeholt, wurden mit Steinen und Knütteln beworfen. Die Soldaten schossen, verwundeten etwa zwanzig Bauern und töteten einen Färber aus Burgstädt. Den Bauern von 1790 fehlte es nicht an Freiheitswillen und Gemeinschaftsgefühl. Sie sahen in der Französischen Revolution ihr Vorbild, blieben aber zu sehr in örtlichen und persönlichen Belangen hängen. Die Revolution des Bürgertums blieb aus. Zudem steckte der sächsische Staat zwischen solch reaktionären Militärstaaten wie Preußen und Österreich. So war die Niederlage der Bauern unvermeidlich.

1809 versuchten sächsische Bauern abermals, die Junker abzuschütteln, angefeuert durch die Steinschen Reformen in Preußen. 1830 endlich wurden Frondienst und Gutsgericht aufgehoben, doch mußten die Bauern dies mit einer Rente ablösen, wofür die letzten Zahlungen 1913 erfolgt sind. In schönburgischen Grafschaften kam es 1848 nochmals zum Aufruhr, wobei Schloß Waldenburg zerstört wurde. Erst die Entmachtung der Junker im Jahre 1946, die demokratische Bodenreform, die Ansiedlung von Neubauern und die Übereignung der Schlösser an das Volk bilden den Schlußstrich unter jahrhundertelange Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern.



Im Spreewald

WILLI BULAN

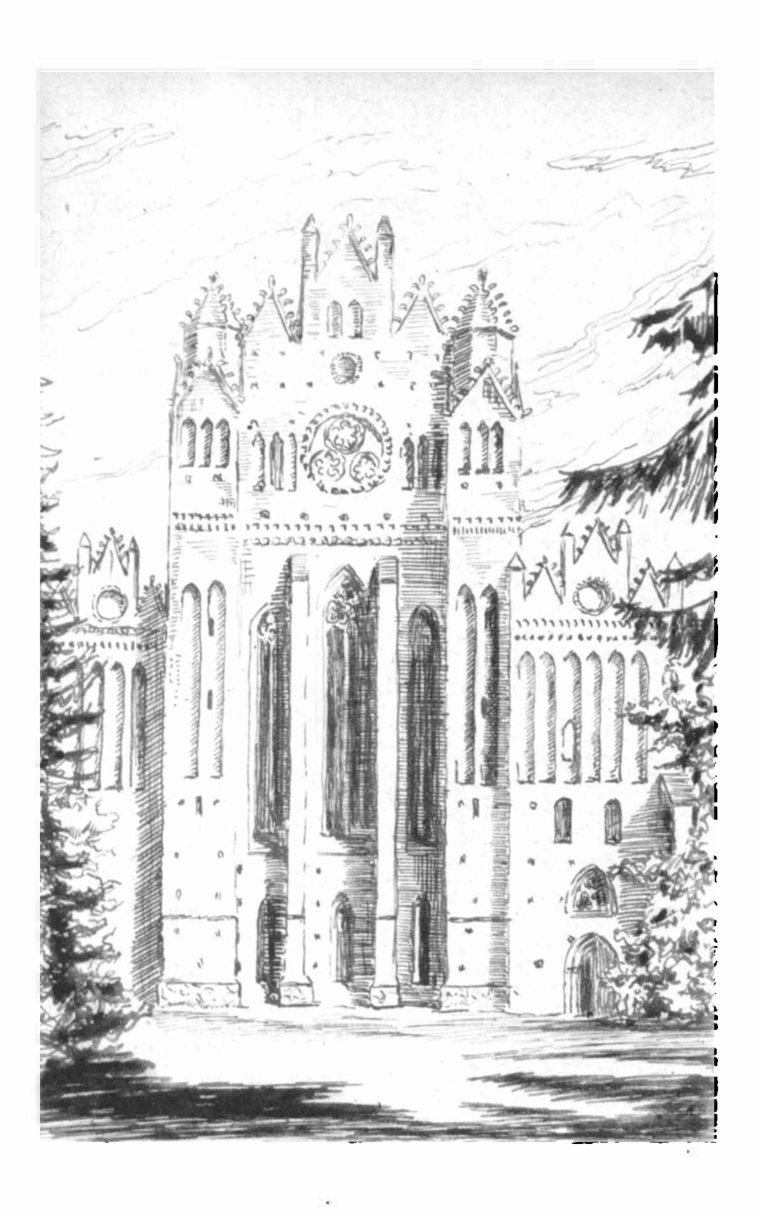
Brandenburg

LAND DER SEEN UND WÄLDER

Kennst du Brandenburg, das Land, wo Havel und Spree fließen und die Dahme viele Mühlenräder treibt? Es ist ein Land mit großen und kleinen Gewässern, Fließen und Seen, es ist ein Land mit ausgedehnten Laub- und Nadelwäldern, mit fruchtbaren Äckern und Wiesen, mit Heide und Moor. Spötter haben Brandenburg die „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation" genannt. Aber manches unbedachte, voreilige Urteil wurde zurückgenommen, seit Theodor Fontane auf seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" so vieles Unbekannte bekannt werden ließ. Hunderttausende von Werktätigen sind es, die sich alljährlich, wenn die Urlaubszeit naht, wieder fragen: Wohin — an die See oder in die Berge? Ihnen will ich raten: denkt auch an Brandenburg!

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Brandenburg für Wandernde und Erholungsuchende „entdeckt" wurde. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts begannen solche Entdeckungsfahrten das Land zu erschließen. Wissenschaft und Forschung brachten wertvolle Erkenntnisse über seine Eigenheiten. Klarheit wurde geschaffen über die natürliche Bildung der Landschaft und ihrer Bodenschätze, über ihre Tier- und Pflanzenwelt, über Besiedlung und Wirtschaft, über Sitten und Bräuche der Bevölkerung.

Den Charakter der märkischen Landschaft hat ein erdgeschichtliches Ereignis bestimmt: die Eiszeit, wissenschaftlich Diluvium genannt. Damals wechselten im Pulsschlag von Jahrhunderttausenden wiederholt kalte mit warmen Perioden. In den kalten Zeiten drangen gewaltige Eisströme, riesigen Gletschern vergleichbar, von Skandinavien über die Ostsee und die Norddeutsche Tiefebene bis weit in die deutschen Mittelgebirge vor. Jedesmal schleppte das Eis massenhaft Sand und Geröll mit, und wenn es wieder schwand,



Kloster Chorin

blieb der Schutt als Grund- oder Endmoräne liegen. Das Eis zog sich nicht gleichmäßig zurück, oft verharrte es Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende auf gleicher Front. Ähnlich, wie wir es heute noch bei den Gletschertoren der Alpengletscher sehen, flossen die Schmelzwässer unter den Eismassen hervor. Da die Norddeutsche Tiefebene nach Süden ansteigt, konnten die Fluten nur längs des Eises nach Nordwesten zum Atlantik abfließen. Dabei gruben sie tiefe Urstromtäler in das Land; drei davon, die aus der jüngsten Vereisung stammen, erkennen wir heute noch: im nördlichen Teil Brandenburgs das Eberswalder, im mittleren Teil das Berliner und im Süden das Baruther Urstromtal. Die Finow im Eberswalder Tal und die Spree im Berliner Tal folgen noch dem Lauf der Urströme.

Als das Eis geschwunden war, trieb der Wind den Sand zu hohen Dünen zusammen. Bald siedelten sich Steppengras und Buschwerk an, brachten den Flugsand zum Stehen. Aber die Dünen blieben, ähnlich wie die Moränen, in langen Hügelketten erhalten. Den Gräsern folgten Birke, Kiefer, Eiche und Buche, folgte der Wald. Dann kam der Mensch. Er rodete den Wald, schaffte sich nutzbares Kulturland und siedelte sich an. Der Mensch gestaltete die Natur nach seinem Willen, machte sie der Kultur dienstbar. Das war ein gewaltiges Werk, an dem Generationen arbeiteten. Es hat dabei Fehler und Rückschläge gegeben, bedingt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Raubbau an der Natur, falsche Regulierungen von Wasserläufen, Monokulturen in der Forstwirtschaft, Zerstörungen durch Kriege . . . Der Mensch hat oft sein eigenes Werk gefährdet. Heute, da wir uns eine demokratische Gesellschaftsordnung geschaffen haben, beginnen wir die Schäden in planmäßigem Aufbau, in sinnvoller Landschaftsgestaltung wieder gutzumachen. So sind Natur und Kultur des Brandenburger Landes für den Heimatfreund in gleicher Weise interessant und liebenswert.

Nur wenige der reizvollen Gegenden Brandenburgs können wir hier aufzählen. Nehmen wir zunächst den Spreewald, jenes Wald- und Wiesengebiet im Südosten Brandenburgs, das auch außerhalb der Landesgrenzen gut bekannt ist. Wie ein großer Garten liegt der Spreewald am mittleren Lauf der Spree; er erstreckt sich über eine Länge von 28 km und eine Breite von etwa 11 km. Ungefähr ein Sechstel der Gesamtfläche von rund 20 700 Hektar ist von Eichen- und Erlenhochwald bestanden. Mehrere hundert Fließe und Kanäle durchziehen wie ein weitmaschiges Netz die Talniederung. Gegen Ende der Eiszeit war dieses Gebiet ein Schmelzwasserbecken, das allmählich versandete und vermoorte. Der Bauer verwandelte es in ein fruchtbares Wiesen- und Gemüseland. Nur wenige Fahr- und Fußwege führen durch den Spreewald. Die Hauptverkehrsadern sind die Wasserstraßen, und die Fahrzeuge sind flache Kähne, die mit einer Ruderstange vorwärtsbewegt und gesteuert werden. Hier findet der Erholungsuchende Ruhe und Entspannung und der Natur- und Wanderfreund malerische Landschaftsbilder. Die Spreewaldsorben haben sich über Jahrhunderte ihr altes slawisches Volkstum bewahrt.

Südlich des Spreewaldes liegen das geologisch interessante Senftenberger Braunkohlengebiet und der 173 m hohe Koschenberg, die einzige Stelle des Landes Brandenburg, wo das älteste Gestein, die silurische Grauwacke, zutage kommt. Weiter nach Westen schließen sich dann der Niedere und der Hohe Fläming an, der südliche Höhenrand des Baruther Urstromtales. Seine höchsten Erhebungen sind der Hohe Golm (178 m) und der Hagelberg bei Belzig (201 m). Es ist eine Hügellandschaft, fast völlig bedeckt von Kiefern und Buchen. Auch der Hohe Fläming besitzt eine geologische Merkwürdigkeit: die „Rummeln", tief eingeschnittene Schluchten, die von dem Schmelzwasser zu Ende der Eiszeit ausgespült wurden. Sie sind besonders sehenswürdig, wenn im Herbst das hier in überreicher Fülle wachsende Heidekraut blüht.

Im Norden des Spreewaldes dehnt sich ein wald- und wasserreiches Gebiet bis an den Rand des mittleren Urstromtales. Zwei Seen sind neben mehr als hundert anderen Gewässern bemerkenswert: der Schwielochsee, ein Wasserbecken der Spree, und der 10 km lange, 1½ bis 2 km breite und bis zu 30 m tiefe Scharmützelsee, der größte der Märkischen Seen und von Theodor Fontane das „Märkische Meer" genannt. Ein drittes besonders reizvolles Ziel in diesem Landesteil sind die Kieselwitzer und die Bremsdorfer Mühlen im Tal der Schlaube, die aus dem Wirchensee kommt und im Müllrosersee mündet. Am Nordende des Schar-

mützelsees erheben sich die Rauener Berge bis 155 m Höhe. Sie sind ein Teil einer Endmoräne und allgemein bekannt durch zwei mächtige Findlinge, die auf dem Bergrücken abgesetzt worden sind. Der größere dieser Findlinge, ursprünglich von fast 30 m Umfang und 8 m Höhe, wurde 1827 gesprengt, und der Bildhauer Cantian fertigte daraus jene große Schale, die jetzt neben dem Berliner Dom auf dem Marx-Engels-Platz aufgestellt ist.

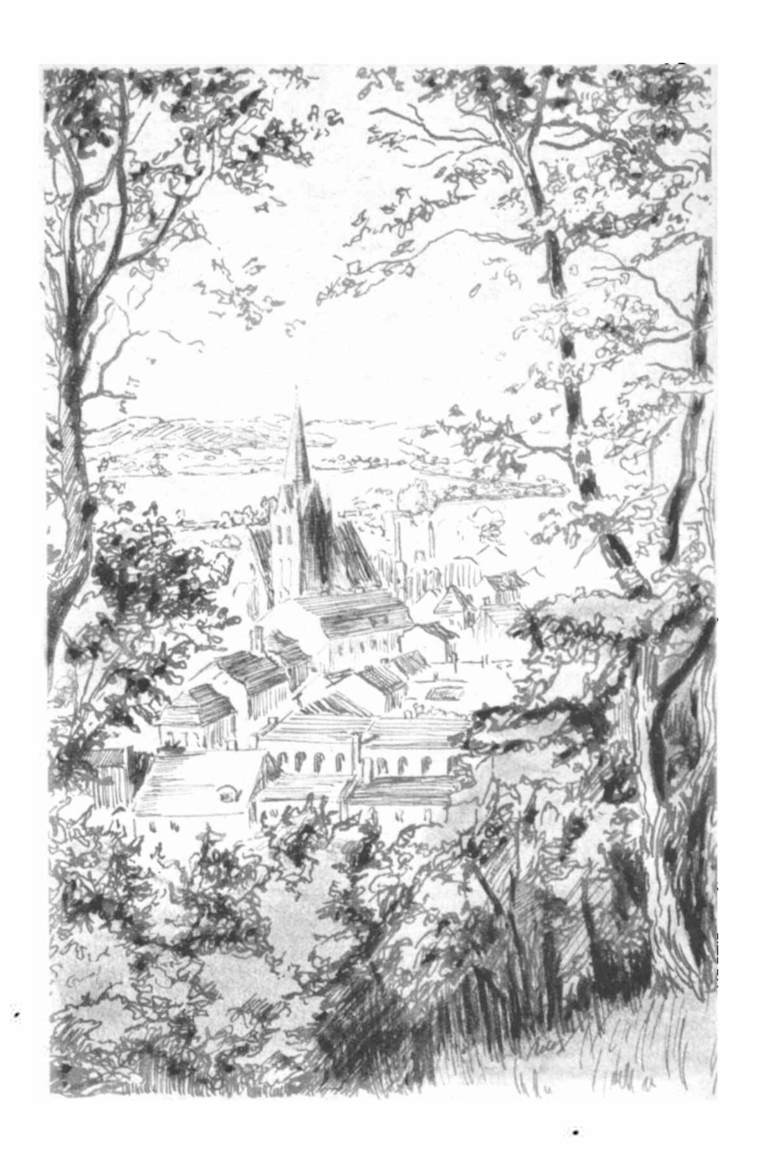
Jenseits des Berliner Urstromtales liegt auf der Barnimer Hochfläche die Märkische Schweiz bei Buckow, höchst reizvoll durch das Zusammentreffen von Seen und Fließen, waldigen Bergen und tiefen Schluchten. Ortsbezeichnungen wie Bollersdorfer Höhe und Silberkehle, Scharmützelsee und Sophienfließ, Poetensteig und Pritzhagener Mühle sind kennzeichnend für die schöne Landschaft. Das Städtchen Buckow und seine Umgebung ist ein gern besuchter Erholungsort.

Unweit davon beginnt bei Strausberg mit dem Bötz- und Fängersee die lange Seenkette, die nahe bei Bad Freienwalde endet. Zum Teil ist diese Seenkette eingebettet in die kilometerweiten Eichen-, Buchen- und Tannenwälder des Blumentalforstes, der mit dem großen und kleinen Latt-See, dem Blumental- und Pichesee ein besonders schönes Wandergebiet ist. Bei Leuenberg, Wölsickendorf und Gersdorf wird die Umgebung der Seenrinne freier, und erst bei Bad Freienwalde beginnt wieder der Wald. Nimmt man, von Strausberg kommend, eine mehr östliche Richtung ein, so erreicht man anschließend an den Blumentalforst die Steinbecker und Wollenberger Heide und gelangt über Harnekop in den Stadtforst von Freienwalde, ohne den Wald verlassen zu haben.

Die heilkräftigen Quellen des Eisenmoorbades von Freienwalde waren schon im 17. Jahrhundert bekannt. Zahllose Erholung- und Heilungsuchende fanden hier ihre Hoffnung auf Gesundung erfüllt. Während des zweiten Weltkrieges wurde auch Bad Freienwalde wie vieles andere, was nicht kriegswichtig war, sehr vernachlässigt. Die Stadtverwaltung und der Leiter der Naturschutzstelle des Kreises Oberbarnim sind bemüht, das Bad, den Kurpark und die Umgebung wieder so herzurichten, daß der Badebetrieb erneut aufgenommen werden kann.

Bei einer Wanderung von Freienwalde in nordwestlicher Richtung an der Treppenschleuse des Großschiffahrtsweges vorüber erreicht man das botanisch lehrreiche Naturschutzgebiet am Großen Plagesee und dicht am See die schöne Klosterruine Chorin. Im Jahre 1273 für die Zisterzienser Ordensherren erbaut, wurde das Kloster im Dreißigjährigen Kriege stark beschädigt und 1675 gründlich verwüstet. Der erhalten gebliebene Westgiebel der Klosterkirche, im gotischen Stil gebaut, ist ein besonders wertvolles Baudenkmal jener Zeit.

Eines der größten Waldgebiete im Lande Brandenburg ist die Schorfheide. Rund 23 000 Hektar groß, liegt sie im Dreieck von Groß-Schönebeck, Vietmannsdorf und Joachimstal, mit altem Baumbestand und reichlichem Unterholz bewachsen. Am östlichen Rand des Waldes zieht sich der fischreiche Werbellinsee entlang, und bei Joachimstal liegt der fast kreisrunde Grimnitzsee. An den nordwestlichen Teil der



Bad Freienwalde

Schorfheide schließt sich das wald- und wasserreiche Gebiet um Templin und Lychen an.

Lychen, die Stadt zwischen fünf Seen, dem Großen Lychensee, dem Wurlsee, dem Zenssee, dem Oberpfuhl- und dem Stadtsee, ist mit seiner waldreichen Umgebung ein beliebtes Ziel für Naturfreunde und Wanderer. Seine günstige Lage macht es auch zum Luftkurort geeignet. Überall in den weiten Buchen- und Kiefernwäldern rings um Lychen stößt man bei Wanderungen auf laubumkränzte Seen; so auch an der Woblitz entlang zum Stolpsee, an dem die Reste des Klosters Himmelpfort und die Ruine der im 14. Jahrhundert erbauten Klosterkirche liegen.

Die Havel, die den Stolpsee quert, begrenzt die Ostseite der Ruppiner Schweiz zwischen Alt-Ruppin, Lindow, Gransee und Rheinsberg. Mitten durch diesen Landesteil fließt der Rhin. Eine Seenkette reiht sich an die andere, oft tief eingebettet zwischen steilen Ufern, und herrlicher Buchenwald bedeckt die Höhen. Fast auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Namen und Bezeichnungen, die immer wieder an Theodor Fontane erinnern, so der Stechlinsee, die Zechliner Hütten, der Flecken Zechlin und viele andere. Im Süden dieser Wasser- und Waldlandschaft breiten sich das Rhinluch und das Havelländische Luch aus. In ihnen vereinen sich die drei

schon mehrmals genannten Urstromtäler und gehen in der Gegend von Havelberg in die heutige Elbniederung über.
Die Elbniederung von Havelberg bis Lenzen ist die Grenze zwischen den Ländern Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Vielen Natur- und Heimatfreunden unbekannt und daher viel zuwenig besucht ist dieser nordwestliche Teil des Landes, die Altmark. Sie ist nicht so seenreich und nicht so bewaldet wie der Norden und der Osten, dafür aber ein dicht besiedeltes Bauernland, das gute Erträge liefert. Namen wie Wittstock und Meyenburg, Pritzwalk und Putlitz und die schon genannten Städte Havelberg und Lenzen haben einen guten Klang. Nicht vergessen werden dürfen Perleberg, Wittenberge und das Moorbad Wilsnack, zumal die Moorbäder in Wilsnack eine besonders günstige Heilkraft besitzen.
Mit Rathenow, der Stadt der Optik, und mit Brandenburg an der Havel, der Stadt, die dem ganzen Lande den Namen gab, schließt sich der Kreis.

Nur in großzügigen Umrissen konnte das Landschaftsbild Brandenburgs gezeichnet und ein allgemeiner Überblick über die Erholungs- und Wandergebiete gegeben werden. Wer seine Freizeit, seinen Urlaub in den Wäldern und an den Seen Brandenburgs verbringt, wird immer Erholung und Entspannung und damit Kraft zum Schaffen finden, um mitzuhelfen am Bau einer neuen, besseren und friedlichen Welt.

KURT GENTZ

EIN FRÜHLINGSTAG AM Kremmener Luch

Das Kremmener Luch — 50 Kilometer nordwestlich von Berlin — ist früher jahrzehntelang ein bekanntes Naturschutzgebiet gewesen, besonders im Hinblick auf seine Vogelwelt. Ein Kanal durchschneidet das Luch in ost-westlicher Richtung, erweitert sich teilweise zu größeren Blänken. Im Laufe der Jahre ist hier ein weites Rohr- und Schilfgebiet entstanden, der geeignete Lebensraum für eine große Zahl von Vogelarten, die im Rohrwald und im angrenzenden Luch ideale Lebens- und Nistverhältnisse finden.

Am 16. März 1952 besuchte ich das Luch und war zunächst über die riesigen, schwarzen, kahlgebrannten Flächen, besonders südlich der Wasserzone, sehr erschrocken. Zum Glück hatte das Feuer den niedrigen Damm südlich und nördlich des Wassers und der Rohrwaldzone nicht übersprungen. Ich sprach mit mehreren Bauern von Kremmen. Keiner konnte mir sagen, wie der ausgedehnte, tagelang wütende Brand entstanden war. Vermutlich ist das Feuer auf einer der Luchwiesen absichtlich angelegt worden, um auf diese primitive Weise das schüttere Rohr und das trokkene Gras zu roden und den Boden zu düngen. Wann wird dieser grobe Unfug des Abbrennens der Wiesen und der Teiche, den ich während der letzten Jahre auch an den Teichen Ostsachsens beobachten konnte, endlich einmal aufhören?
Es war ein sonniger, klarer Tag. Die Wasserfläche war bis auf eine schmale Rinne mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Zu meiner großen Überraschung und Freude hörte ich, kaum daß ich auf dem südlichen Damm angekommen war, aus dem dichten Rohrwald, gar nicht weit von einigen Bootshäusern entfernt, die große Rohrdommel rufen. Ich hielt mich fünf Stunden auf den beiden Längsdämmen auf und konnte einwandfrei mindestens vier große Rohrdommeln verhören.
In nördlicher Richtung zog über das Wasser ein Rauhfußbussard, erkenntlich an dem in der Sonne leuchtenden, fast weiß erscheinenden Stoß. Kurze Zeit darauf beobachtete ich sieben, offenbar noch auf dem Zuge befindliche Mäusebussarde, die über der abgebrannten Luchfläche kreisten. Bleßhühner waren vom Wasser her oft zu vernehmen. Auf der freien, blinkenden Eisfläche standen etwa fünfzig Enten, zum großen Teil Stockenten. Andere Arten vermochte ich infolge der großen Entfernung nicht zu bestimmen. Zwei Rohrammermännchen sangen bereits ihr kleines, anspruchsloses Lied. Von den Weibchen war nichts zu sehen. Sie kommen offenbar später an. Dicht über dem Rohrwald, nach Westen zu, schaukelten zwei Rohrweihenweibchen. Interessanterweise konnte ich im Verlauf meiner Wanderung auch schon drei Wasserrallen verhören. Für den Kundigen sind ihre hohen, quiekenden und ihre tiefen, quorrenden Rufe nicht zu verwechseln. Über das schwarzgebrannte Luch flogen mehrmals zwei Brachvögel, ohne daß sie ihre schönen flötenden Rufe ertönen ließen. Ein Schwarm von 20 bis 25 Kiebitzen, die noch dicht zusammenhielten, trieb sich längere Zeit an der verlandenden Rohrwaldzone umher. Im dichten Unterholz der Weiden, Birken und Erlen, die den Damm säumen, tummelte sich neben Blau- und Kohlmeise ein Zaunkönig. Nach und nach beobachtete ich beim Weiterwandern auf dem südlichen Damm sieben Fischreiher, die im Rohr, gegen Sicht vom Ufer aus gut geschützt, gestanden hatten.
Nördlich des Kanals, da, wo das Luch zum Teil kultiviert ist, saß auf einem breitgewachsenen, dichten, sparrigen Weidenbusch ein Raubwürger auf Anstand. Nicht weit davon spähte ein Turmfalke, in der Luft rüttelnd, auf der dürren, kurzgrasigen Luchwiese nach Mäusen. Lerchen und Haubenlerchen waren öfter zu sehen, ebenso kleine Trupps von Staren und viele Nebelkrähen.
Die Beobachtungen zeigen, daß das Luch nach wie vor ein ornithologisch sehr interessantes Gebiet vor den Toren Berlins ist, wert, geschützt zu werden.

GUSTAV SCHENK

FAHRT DURCH EIN Manövergelände

DIE VERNICHTUNG VORGESCHICHTLICHER KULTURDENKMALE

„Alle Schäden sollen ersetzt werden", lautet die stereotype britische Erklärung. Aber die Bodenaltertümer aus vorgeschichtlicher Zeit sind unersetzlich, bei auftretenden Beschädigungen niemals wirklich zu reparieren oder zu restaurieren.
Die Manöver der britischen Truppeneinheiten im östlichen Teil der Lüneburger Heide, im westlichen Teil des Kreises Lüneburg und im Landkreis Harburg hatten für die Schätze der Altertümer aus der Vorgeschichte ein erschütterndes und vernichtendes Ergebnis.
Es waren an vielen Stellen und im reichlichen Maße Warnschilder von nicht zu übersehender Größe aufgestellt, auf denen die Manövertruppen um Schonung gebeten wurden. Sie trugen z. B. folgende Beschriftung:

Vorgeschichtliche Gräber
Please avoid this area, if possible
Praehistoric Graves!

Keinem gebildeten englischen Offizier konnte es unbekannt sein, daß in diesem Landesgebiet eine Fülle von vorgeschichtlichen Kulturdenkmalen stand, deren Ruhm und Ruf im ganzen Abendland allgemein bekannt ist, nicht nur bei den Prähistorikern, Archäologen oder den einzelnen Landeskonservatoren. Schon vor der Zerstörung der Bodenaltertümer suchte eine Delegation von zwanzig Lüneburger Bauern Bonn auf und verhandelte über Möglichkeiten zur Verhütung weiterer Schäden, da bereits im Frühjahr durch britische Manöver schwere Schäden hervorgerufen worden waren. Dabei erwähnten sie auch die unersetzlichen Kulturgüter. Unter anderem heißt es in einer Resolution: „Es kann der Bevölkerung nicht zugemutet werden, sich zur Leistung eines Verteidigungsbeitrages für die westliche Welt bereitzufinden, wenn sie durch willkürliche und überflüssige Zerstörung des Ertrages ihrer harten Arbeit zur Verzweiflung getrieben wird."
Was für die materiellen Güter galt, hatte auch Geltung für die immateriellen Güter des Volkes. Meldung vom 10. August 1951, Winsener Anzeiger: „Die Bevölkerung ist sich völlig klar, daß die Reise der Landvolkführer nach Bonn vergeblich war." Und eine weitere Meldung vom 14. August 1951, Winsener Anzeiger: „Vertreter des niedersächsischen Landvolkes erklärten am Donnerstag, daß ihre Reise zum Kommandierenden General vollkommen unnütz gewesen sei."

Die Schäden, Zerstörungen, Vernichtungen

I. Der *Schneede-Stein bei Oerzen* ist ein ehrwürdiges Steinmal. Es ist das letzte ortsfeste historische Monument der alten Lüneburger Trift-, Weide-, Hude- und Jagdgerechtigkeit. Es liegt auf einer Waldschneise. Ein- und Ausgang der Schneise waren mit auffälligen Warnschildern auf deutsch und englisch versehen, die die Aufschrift „Historisches Denkmal" trugen. Die Schneise ist trotz der Warnschilder von Panzern befahren worden. In diesem Falle steht der Stein wohl noch; er ist aber auf das höchste gefährdet, da die Schneise trotz der Bitte um Schonung doch befahren wird. Eine erneute und häufigere Benutzung der Waldschneise durch manöverierende Panzer, besonders in der Nacht, kann das unersetzliche Monument jeden Augenblick vernichten. Eine Garantie seines Schutzes ist nicht mehr gegeben.

II. Von den *zwei Hügelgräbern* aus der Bronzezeit zwischen Heinsen und Betzendorf ist eines durch Raupenketten demoliert, was immer so viel heißt, daß es vernichtet ist. Die Gräber waren nicht durch Tafeln kenntlich gemacht.

III. *Hügelgräberfeld* am Wege von Oerzen nach Südergellersen: Ein Grab in der Nähe des Weges ist vollständig ausgehöhlt. Die Kreisverwaltung meint, daß in dem tiefen Loch wahrscheinlich ein Panzer in Stellung gegangen sei.

IV. *Hügelgräberfeld* am Wege von Südergellersen nach Westergellersen. Nicht durch Warntafeln markiert. Das ganze Gebiet ist kreuz und quer von „Shermans" und „Centurios" durchfahren worden. Zwei Hügelgräber sind vernichtet. Zwischen den Grabstätten liegen Latrinengruben. Das Heideland ist durch einen großen Biwakplatz, auch durch Deckungslöcher zwischen den Gräbern, verwüstet. Ein weiteres Hügelgrab diente einem Manöversoldaten als Tarnungsplatz.

V. *Zwei Hügelgräber* auf dem Wege von Südergellersen nach Heiligenthal wurden von schweren Panzern überfahren und gequetscht, also so gut wie vernichtet. Es waren keine Warnschilder aufgestellt.

Die Vernichtung der Totenstadt durch Panzer

Das berühmteste und schönste Grabfeld aus vorgeschichtlicher Zeit ist die „Totenstadt" bei Oldendorf an der Luhe. Sie ist in Deutschland allgemein bekannt und genießt bei den Archäologen und Prähistorikern der Welt einen hohen Ruf. Auf einem ein Quadratkilometer großen Gebiet liegen vier Megalith-Gräber und zwanzig Hügelgräber. Durch sechs Warnschilder mit dem oben bezeichneten Text auf deutsch und englisch glaubte man diese kostbare europäische vorgeschichtliche Kulturstätte gut und sicher geschützt zu haben. Sie ist aber, als einheitliches Kulturgefüge und als

zusammenhängende Kultstätte gesehen, praktisch durch manöverierende Panzer vernichtet. Die Gräber wurden als Hindernisse und Übungsobjekte benutzt.

I. *Megalith-Grab* I von Panzern befahren. Erddamm zerdrückt, Umfassungssteine zersplittert und umgeworfen.

II. *Megalith-Grab* II von Panzern befahren.

III. *Hügelgräber* V und VI von Panzern angefahren. Der große Langhügel vom Typ des Klockerwaldgrabes (einer der wenigen, die noch nicht angetastet waren) ist von schweren Fahrzeugen überquert und demoliert worden.

IV. Drei weitere Hügelgräber befahren.

V. Der Baumbestand der Totenstadt ist zum größten Teil abgeholzt. Das Unterholz liegt im wirren Durcheinander mitten zwischen den Grabanlagen.

VI. Einzeleindrücke: Stützsteine der Gräber umgefahren. Sand beiseite gedrückt, über offen liegender Steinkammer Spur eines Raupenfahrzeuges. Die Gleisketten hinterließen mitten über die gut sichtbare Grabkammer tiefe Spuren. Der ganze ein Quadratkilometer weite Raum gleicht einem verwüsteten, verlassenen Übungs- und Biwakplatz.

Zerstörungen im Landkreis Harburg

I. *Großsteingrab Soderstorf*, am Wege nach Wohlenbüttel. Eigentum des Landes Niedersachsen. Das Grab ist bis hart an den Rand von Panzern umgefahren worden. Auf dem Gelände sind tiefe Panzerspuren; die Anlage ist zerwühlt und mit tiefen Rillen durchzogen. Das Hügelgrab südlich dieser Anlage ist unbeschädigt geblieben.

II. *Bronzezeitliches Hügelgräberfeld in Thansen*. Panzer sind über die Hügelgräber gefahren und haben mit tiefen Furchen die Grabanlagen zerstört. Die große Heidefläche ist von Panzerspuren zerfurcht. Wachholder und Birken sind umgefahren worden. Der Boden ist mit überrollten und zerfetzten Bäumen bedeckt.

III. *Dolmen von Rolfsen*, an der Wegekreuzung Rolfsen—Evendorf, Lübberstadt—Soderstorf. Das gesamte Waldgebiet rings des Dolmen hat als Biwak gedient und ist durch Zigarettenschachteln und Konservendosen verschmutzt. Da keine Latrinen angelegt wurden, mußte ein Teil des Waldes ohne besondere Abortgruben der Notdurft dienen. Beim Dolmen sind Steine aus ihrer Lagerung gebracht. Ein großer Stein ist in die Grabkammer gewälzt worden, die damit praktisch vernichtet ist. Nach den Worten Dr. Wegewitz' hat man den Eindruck einer mutwilligen Zerstörung.

IV. *Großsteingrab der Feldmark Wetzen* an der Grenze der Feldmark Raven. Das Grab ist stark beschädigt. In der wissenschaftlich noch nicht ausgewerteten und nicht untersuchten Grabkammer ist ein tiefes Schützenloch ausgehoben worden. In dem Hügel befinden sich noch zwei weitere tiefe Schützenlöcher. Die gesamte Grabanlage ist stark mitgenommen und beschädigt.

V. *Großsteingrab Feldmark Raven*, an der Grenze der Feldmark Wetzen. (Eigentum des Landes Niedersachsen.) Der südöstliche Grenzstein (ein Markstein), der von der Provinz Hannover beim Ankauf des Geländes gesetzt worden ist, ein Sandsteinblock von mehr als einem Meter Höhe, ist völlig aus dem Boden gerissen, verschleppt und von den Insassen des Schützenloches durch Einkerben der Jahreszahl 1951 und einer Fratzenzeichnung mutwillig verunstaltet worden. Im Grabhügel befinden sich tiefe Schützenlöcher.

VI. *Der eisenzeitliche Urnenfriedhof* (1. bis 3. Jahrhundert nach Christi) bei Putensen, an der Straße Oldendorf—Putensen, ist von Panzern überrollt worden. Wo sich die Panzerspuren in den Boden eingedrückt haben, ist der noch eingegrabene Teil des Urnenfriedhofes vernichtet worden. An eine künftige wissenschaftliche Ausbeute ist nicht mehr zu denken.

VII. Der gesamte Raum von Raven, Putensen, Soderstorf, Thansen und Evendorf ist durch Panzer verwüstet. Die Heideflächen, die bisher unberührt geblieben waren, sind zerfetzt und zerfurcht. Es ist längst noch nicht abzusehen, welche weiteren Zerstörungen an Grabanlagen und Urnenfriedhöfen angerichtet worden sind.

Zeuge und erster Berichterstatter der Zerstörungen ist neben Museumsdirektor Dr. Körner, Lüneburg, auch Dr. Wegewitz vom Helmsmuseum in Harburg. Dr. Wegewitz sagte aus, er habe bei den Zerstörungen stimmungsvoller Wacholdergruppen den Eindruck empfangen, daß die Baumgruppen mutwillig überrollt worden seien, da Raum zum Ausweichen genügend vorhanden war. Dr. Wegewitz sagte weiter, daß er auf seiner Besichtigungsreise mehrfach Beispiele mutwilliger Zerstörungen angetroffen habe.

Der Geschäftsführer des niedersächsischen Landvolkes, Kreisverband Harburg, Dr. Wilkens aus Winsen, stellte eine dokumentarische Bildersammlung auf und sandte sie nach Bonn. Er bemerkte dabei, daß die Schäden vermeidbar gewesen seien und daß die Zerstörungen einen schikanösen Charakter trügen.

Übersicht der Zerstörungen

Zusammenfassend wäre noch einmal als Übersicht diese traurige Liste aufzustellen:

Hügelgrab zwischen Heinsen und Betzendorf zerstört.

Hügelgrab zwischen Oerzen und Südergellersen vernichtet.

Zwei Hügelgräber zwischen Südergellersen und Westergellersen vernichtet.

Ein Hügelgrab ebendort demoliert. Die Grabstätte als Ort für die Anlage von Latrinengruben eingerichtet.

Zwei Hügelgräber zwischen Südergellersen und Heiligenthal vernichtet.

Die Totenstadt bei Oldendorf an der Luhe als einheitliches Ganzes vernichtet. Im einzelnen aber: Megalithgräber I und II zerstört. Die Hügelgräber V und VI demoliert. Der große Langhügel schwer zerstört. Drei weitere Hügelgräber demoliert. Baumbestand der Totenstadt vernichtet. Der gesamte Raum der Totenstadt verschmutzt und zerwühlt.

Allernächste Umrandung des Großsteingrabes Soderstorf verwüstet. Bronzezeitliches Hügelgräberfeld Thansen zerstört. Unberührte Heideflächen ebendort verwüstet. Wacholder- und Birkenbestände zerfetzt und überrollt.

Der Dolmen von Rolfsen demoliert. Eine Grabkammer dort vernichtet. Das gesamte Waldgebiet des Dolmen ohne Anlage von Latrinen verschmutzt, mit Resten eines Biwaks ver-



Hünengrab in der Lüneburger Heide

schandelt. Großsteingrab der Feldmark Wetzen zum Schützenloch ausgehoben. Gesamtanlage stark mitgenommen.
Im Grabhügel des Großsteingrabes der Feldmark Raven ausgehobene Schützenlöcher. Der ein Meter hohe Grenzstein der Provinz Hannover durch Inschrift und Fratzenzeichnung verunstaltet.
Der eisenzeitliche Urnenfriedhof bei Putensen überrollt und damit für wissenschaftliche Auswertung vernichtet.

Ein Wort der Kreisverwaltung

Die Kreisverwaltung des Landkreises Lüneburg äußerte sich Ende August 1951 wie folgt:
„Die in diesem Lande vorhandenen Denkmäler des Altertums bilden einen integrierenden Bestandteil der abendländischen Kultur, zu deren Schutz die Manöver letzten Endes dienen sollen. An diesen Denkmalen ist das geschichtliche Bewußtsein der Nation und des Abendlandes mit gewachsen. Ihre wissenschaftliche Durchdringung hat die besten Köpfe des Landes auf den Plan gerufen. Tradition und geschichtliches Empfinden dürften nicht bedenkenlos verletzt werden. Die Mißachtung dieser Monumente kann nur zu schweren Schädigungen führen, die kaum nach Geld und Geldeswert beurteilt zu werden vermögen und daher anderen Schäden nicht vergleichbar sind."

Aus „Heute und Morgen", Düsseldorf

J. W. GOETHE

Mailied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb, o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

RENATE STURM-FRANKE

DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT DER FREIEN DEUTSCHEN JUGEND IM Museum von Grimma

Es war ein Versuch, und er ist gelungen. Als sie Anfang Juli des vergangenen Jahres zum erstenmal geschlossen im Heimatmuseum auftraten, ein Dutzend Jungen der FDJ-Gruppe der Grimmaer Oberschule, fünfzehn- bis sechzehnjährig, da waren mir die meisten noch ganz fremd, und ich lauschte aufmerksam und kritisch auf jede ihrer Äußerungen während der für sie besonders eindringlich gehaltenen Führung. Ich glaubte damals, schon eine Reihe künftiger Museumsleiter vor mir zu sehen, und nahm von vornherein an, daß sie — wie doch Jungen dies meist tun — unbedingt basteln wollten. Auch unser erster Arbeitstag war noch ein Tasten. Die Jungen halfen, die bereits beschriftete Steinsammlung zeitlich zu ordnen, Duplikate auszumerzen und die Steine innerhalb der Schaukästen ohne Überfüllung gut sichtbar auszustellen. Hier schieden sich schon klar die in allem Eifer noch etwas Verspielten von denen, die unbeirrt und sachlich ihre Abteilung „Karbon" oder „Braunkohle" unter Dach und Fach brachten. Damals wurde mir bereits aus der Unterhaltung klar, daß die Jungen erst einmal eine innere Beziehung zur Heimatlandschaft kriegen mußten.

Als die Jungen von den Weltfestspielen in Berlin zurückkamen und mir für das Museum ihre ersten kleinen Berichte von diesen Erlebnissen geliefert hatten, fuhren wir zuerst einmal ins Land hinaus. Mit dem Autobus ging es nach Sachsendorf, wo uns der Leiter der Natur- und Heimatfreunde im Kulturbund durch die Heimatstube, über das bronzezeitliche Gräberfeld und an mittelalterliche Stätten des Wermsdorfer Forstes führte. Eins der 1949 ausgegrabenen und in seiner alten Form wiederhergestellten Hügelgräber wurde von den Jungen vermessen. In den kommenden Wochen bauten einige von ihnen ein Modell des Grabes für unsere Vorgeschichtsabteilung im Museum. Es gab viel Spaß dabei, die Dielen starrten von Gips- und Leimklecksen, im Semmelbeutel wurden Steinchen in den gewünschten Abmessungen gesammelt, und die Schuppenwand zeigt noch heute Spuren der Farbproben für die Umgebungsfläche des Grabhügels.

Die vorgeschichtlich, aber auch am Basteln weniger Interessierten begannen inzwischen voller Eifer mit der vom Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege angeordneten Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmale von Grimma. Unsern Gurlitt samt Schmiege und Rollmaß unterm Arm, kletterten wir über Emporen und Turmtreppchen, wühlten im schwarzen Staub gotischer Dachstühle, vermaßen Tore, Brückenkrönungen und sogar die spätgotischen Fenster des Gefängnishofes.

Natürlich war es ein gut Teil Abenteuerlust und kindliche Romantik, die die Jungen dabei beschwingte, zumal Turm- und Bodenleitern im Halbdunkel nicht immer gefahrlos zu besteigen sind und es beim Zutritt zum Gerichtsgefängnis allerlei Schwierigkeiten behördlicher Natur zu überwinden galt. Als wir aber in alten Kaufhäusern die verwinkelten Lagerböden, die Stuckdecken barocker Wohnräume und die mit Katzenköpfen gepflasterten Keller durchstöbern durften und an jedem Stück bei festlicher Beleuchtung oder aufflackerndem Streichholz Stilkunde trieben, als wir die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge herzustellen versuchten, da war es schon ein ehrliches Interesse, das die Arbeit antrieb. Daß bei den Vermessungen oft einer auf die Schultern des andern klettern mußte und ein dritter vielleicht die schwanken Schenkel des tragenden Kameraden stützte, gab dem ganzen Unternehmen eine fröhliche Note.

Nachdem an einem Nachmittag Dr. Mildenberger vom vor- und frühgeschichtlichen Institut der Leipziger Universität den Jungen alle brennenden und oft sehr skeptisch anmutenden Fragen in unserer Vorgeschichtsabteilung ausgiebig und geduldig beantwortet hatte, durften sie im November an einer Grabung auf dem Matthäikirchhof in Leipzig teilnehmen. In dauerndem Regen standen sie tapfer ihren Mann mit Spaten, Schaufel und Sammelkästchen für Scherbenfunde. Als Abschluß folgte ein Besuch der vorgeschichtlichen Abteilung im Naturkundlichen Heimatmuseum Leipzig, der zu tausend Wünschen und Plänen für unser eigenes kleines Museum anregte, aber natürlich auch den Lokalpatriotismus in Äußerungen wie: „Das ...? Das gibt's bei uns auch, aber unsers ist viel schöner!" zu Worte kommen ließ.

Als die Weihnachtsausstellung „Spielzeug einst und jetzt" im Heimatmuseum lief, fehlten die Jungen, auch die „erwachsensten", nicht unter den Besuchern. Einer lieferte binnen einer Stunde den noch fehlenden Papierdrachen eigener Herstellung nach, ein anderer aber übernahm den ganzen Nachmittag lang in meiner Abwesenheit die Führung, probte erst sorgfältig mit den Kameraden, ob er es auch richtig mache, hob dann kokett vor den kleinen und großen Besuchern die Röckchen der Puppen, um „Cul" und Reifrock zu erläutern, und entwickelte dabei nach Aussage der Gäste sogar ein wirklich ermunterndes Temperament.

Unser einziger „Vorgeschichtler" bekam im Dezember zwei Tage schulfrei, um an einer Nachwuchsschulung der Helfer für Bodenaltertümer teilzunehmen. Es ist ganz klar, daß solch ein Erlebnis zu allen möglichen Plänen für die Mu-

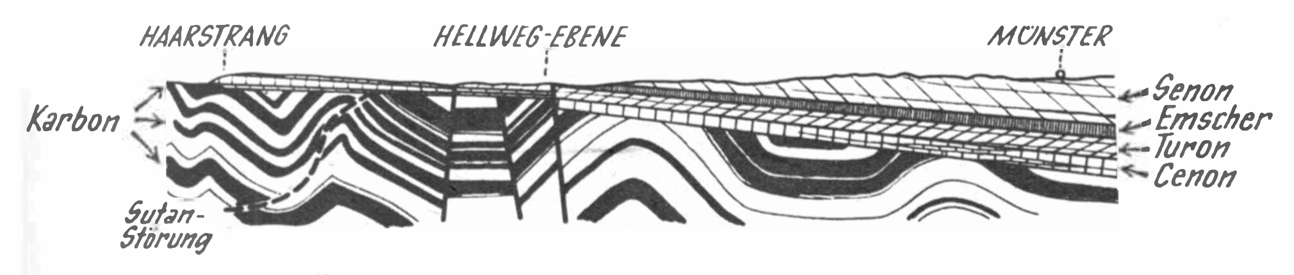
seumsgestaltung aufputscht, und ich hoffe, daß er nun bald eine Steinbohr-„Maschine" in Angriff nehmen wird.
Natürlich brauchten wir auch vor Jahresschluß eine Abschiedsfeier (Abschied auf 14 Tage!), die sinngemäß in die Arbeit eingegliedert werden mußte: so wartete auf jeden eine Tasse des vorigen Jahrhunderts mit einem zehn Punkte enthaltenden Fragebogen, der nach Abmessung, Vergleich mit alten Katalogen und von mir erfragten Erörterungen brav beantwortet wurde, ehe ein wohlschmeckender Inhalt die Arbeit versüßte.
Viel kann man nach einem halben Jahr gemeinsamen Wirkens noch nicht sagen. Ob einer von den Jungen wohl einmal zum Museumsleiter taugen wird? Aber schließlich ist das ja nicht die Hauptsache. Erreicht ist jedenfalls, daß die Jungen aufgeschlossen sind für alle Belange, die das Museum angehen, daß sie mit echter Heimatliebe die Landschaft (oder die Hinterhöfe und Bodenkammern baulich interessanter Häuser) durchstreifen, und daß sie bereitwillig da sind, wenn sie zu einer Arbeit gebraucht werden, die unserem Heimatmuseum dient.

Zu allem Positiven ist aber endlich auch ein Negativum zu melden: die von der Freien Deutschen Jugend gewünschte naturwissenschaftliche Abteilung unseres Museums (und welcher Junge wäre nicht gerade an einer solchen interessiert?) kann nicht vorbereitet werden, weil es an Platz zur Aufbewahrung der Sammelstücke fehlt und weil es bisher nicht einmal möglich war, einen einzigen heizbaren Raum im Museum zu gewinnen, geschweige denn einen Arbeitsraum für die FDJ-Gruppe.

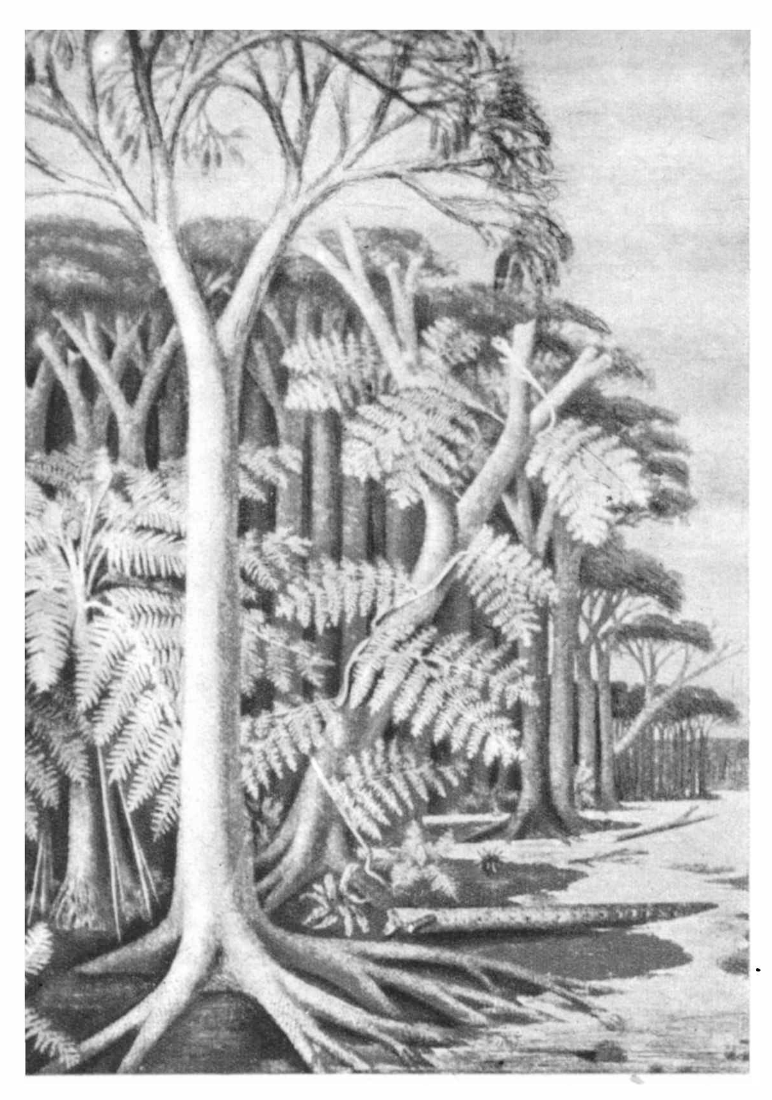
DR. FRIEDRICH VON RAUPACH

DIE ENTSTEHUNG UNSERER BRENNBAREN *Gesteine*

Jeder von uns kennt die in der Erde vorkommenden brennbaren Massen, die wir als Torf, Braunkohle und Steinkohle bezeichnen. Allgemein verbreitet ist auch die Ansicht, daß diese Stoffe auf die gleiche Weise entstanden sind, denn alle bestehen sie aus abgestorbenen pflanzlichen Substanzen. Im weichen Torf erkennt man noch ganz deutlich Reste von Schilf, Wollgras, Moosen und anderen Pflanzen; in der viel härteren Braunkohle sind erkennbare Pflanzenreste schon viel seltener, und in der steinharten, splittrig brechenden Steinkohle findet man nur mit Mühe Abdrücke von Farnen und Schachtelhalmen. Jede Hausfrau weiß meist aus persönlicher Erfahrung, daß die Heizkraft der Braunkohle größer ist als die des Torfes und die Heizkraft der Steinkohle größer als die der Braunkohle.
Worauf beruhen diese Unterschiede? Hier wird man meist die Antwort hören, daß die Brennstoffe einem Alterungsprozeß unterliegen, in dessen Verlauf sie sich verändern. Das ist gewiß richtig, doch worin besteht dieser Alterungsprozeß? Davon soll hier die Rede sein.
Über die Verbreitung der brennbaren Bodenschätze ist man in unserer reiselustigen Zeit ebenfalls recht gut orientiert. Mit Namen wie Ruhrgebiet, Zwickau, Senftenberg oder Wiesmoor verbinden sich sofort Vorstellungen an bestimmte Brennstoffe. Warum sind aber diese Brennstoffe so ungleichmäßig auf der Erde verteilt, und wie kommt es überhaupt zur Ansammlung von viele Meter mächtigen Schichten abgestorbener Pflanzen? Auch auf diese Fragen wollen wir hier näher eingehen.
Alle organischen Stoffe zerfallen nach dem Tode des Lebewesens bei ungehindertem Zutritt von Luft und Wasser in ihre Bestandteile. Diesen Vorgang nennt man *Verwesung*. Es bilden sich hierbei vorwiegend gasförmige und flüssige Produkte, und nur äußerst wenige feste Stoffe bleiben übrig. Solche Verhältnisse herrschen auf dem größten Teil der Erdoberfläche.
Bei mangelhaftem Zutritt von Luftsauerstoff erfolgt nur eine unvollständige Verwesung, die man *Vermoderung* nennt. Dieser Vorgang spielt sich besonders an der Oberfläche der Moore und auf dem Boden feuchter Wälder ab, wo hohes Grundwasser und die Bodenfeuchtigkeit das Eindringen von Luft in den Boden erschweren.
Moorbildung kann also überall dort einsetzen, wo das Grundwasser sehr hoch steht. Die Geburtsstätten der Moore sind daher flache Tümpel, Seen sowie Täler und Altläufe der



Ein geologischer Querschnitt durch einen Teil Westfalens zeigt, wie stark die Steinkohlenflöze (Karbon) gefaltet sind



So mögen die Wälder der Steinkohlenzeit ausgesehen haben (Ideale Steinkohlenlandschaft mit Schuppenbäumen und Farnen nach Potonie)

Flüsse. Verschiedene Pflanzen, unter denen das Schilfrohr die bekannteste ist, können noch bis zu einer Wassertiefe von fast zwei Meter leben. Darum sind die meisten unserer Seen von einem Schilfgürtel umgeben. Aus den absterbenden Pflanzen und ihrem Wurzelwerk entsteht in der Flachwasserzone eine immer höher wachsende vermodernde Masse. Gleichzeitig schiebt sich von den Ufern aus ein Rasen schwimmend lebender Pflanzen in den See hinein. Allmählich verdichtet sich der schwimmende Rasen zu einem dichten Filz. Es entsteht das sogenannte Schwing- oder Schaukelmoor. Die Filzdecke wird jedes Jahr durch die lebenden Pflanzen tiefer in das Wasser hineingedrückt, bis sie den Boden des nun zugewachsenen Sees erreicht. Ein solches Moor nennt man Standmoor.

In den vom Luftsauerstoff abgeschlossenen tieferen Partien der Filzdecke und in dem im Flachwasser gebildeten Moor setzt nun statt der Vermoderung die *Fäulnis* ein. Dabei wandelt sich die Pflanzensubstanz in verschiedene Kohlenwasserstoffe um, die zusammen den Torf ergeben.

Läßt sich das Moor nicht mehr durch das Gewicht der lebenden Pflanzen zusammendrücken, so sinkt seine Oberfläche nicht unter den Wasserspiegel und wird trockener. Jetzt können sich hier schon Bäume ansiedeln. Die Schwarzerle beherrscht das Bild. Das Moor tritt in ein neues Stadium ein — in das des Bruchwaldmoores. In diesem Stadium befand sich ein großer Teil unserer Moore, bevor der Mensch den Bruchwald vernichtete, um die Moore als Wiesen zu nutzen. In unseren Breiten ist das Moorwachstum bei mäßig hohen Niederschlägen mit dem Bruchwaldmoor normalerweise abgeschlossen. Ein Bruchwaldmoor kann nur dann weiterwachsen, wenn der Grundwasserspiegel aus klimatischen oder sonstigen Gründen steigt. Moore, die sich nicht weiter als bis zum Stadium des Bruchwaldes entwickelt haben, bezeichnet man als Flach- oder Niederungsmoore, weil ihre Oberfläche eben oder schwach nach der Mitte hin geneigt ist.

Ganz anders ist es in Gebieten mit hohen Niederschlägen. Dort wird die Baumvegetation allmählich von solchen Pflanzen verdrängt, die zu ihrem Leben kein nährstoffreiches Grundwasser benötigen, sondern sich allein vom Niederschlagswasser ernähren können. Zu diesen Pflanzen gehören in erster Linie Sphagnum-Moose. Sie haben in stärkerem Maße als andere Pflanzen die Fähigkeit, das Niederschlagswasser aufzusaugen und auch nach dem Tode in ihren Gefäßen festzuhalten. Das sich nun bildende Hochmoor ist also vom Grundwasser unabhängig und erhebt sich, wenn es nicht künstlich entwässert wird, uhrglasförmig über seine Umgebung.

Da bei uns hohe Niederschläge nur an den Meeresküsten und im Gebirge fallen, haben wir auch nur dort echte Hochmoore. Die größten Hochmoore Deutschlands finden sich an der Nordseeküste. In der Deutschen Demokratischen Republik gibt es viele kleine Hochmoore in Mecklenburg und im Erzgebirge, während die Moore Brandenburgs, Sachsen-Anhalts, Thüringens und Nordsachsens fast durchweg Flachmoore sind. Alle unsere Torfmoore haben sich nach dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher gebildet, die unsere Heimat bedeckt haben. Sie sind also höchstens zehn- bis zwanzigtausend Jahre alt; die meisten sind sogar viel jünger, und manche wachsen noch heute.

Die Braun- und Steinkohlen sind dagegen bedeutend älter. Die Entstehung der Braunkohlen fällt in die Tertiärzeit, die der Eiszeit voraufgegangen ist und deren Beginn etwa 60 Millionen Jahre zurückliegt. Die meisten Steinkohlen haben sich in der Karbonzeit, vor etwa 300 Millionen Jahren, gebildet.

Die Braunkohlen sind nach Art des heutigen Torfes in Flachmooren entstanden (Hochmoorbildung war im damaligen heißen Klima nicht möglich) und müssen demnach ursprünglich ebenfalls Torflager gewesen sein. Heute liegen die Braunkohlen im Gegensatz zu den Torfmooren nicht an der Oberfläche, sondern unter einer zehn bis über hundert Meter mächtigen Decke von Sand und Ton begraben. Den unteren Teil dieses „Deckgebirges", wie der Bergmann sagt, bilden Absätze von Meeren, die noch während der Tertiärzeit weite Teile Mitteleuropas überflutet haben, und den oberen Teil die von den Gletschern der Eiszeit mitgebrachten Schuttmassen.

Das Deckgebirge hat eine große Rolle bei der Bildung der Braunkohle gespielt; denn die Umwandlung von Torf in Kohle, die sogenannte *Inkohlung*, erfolgt in der Hauptsache unter dem Einfluß von Druck. Durch den Belastungsdruck des Deckgebirges werden im Torf chemische Reaktionen ausgelöst, bei denen Wasser und Kohlensäure abge-

spalten werden. Die Restmasse wird immer reicher an Kohlenstoff. Mit der Zunahme des Kohlenstoffgehaltes wächst die Heizkraft der Kohle. Die Torfmasse wird auf ein Viertel ihres Volumens zusammengepreßt und nimmt daher an spezifischem Gewicht und Festigkeit zu.

Da die tertiären Meere wiederholt vom Alpenvorland und von der Nord- und Ostsee her Deutschland überfluteten, unterbrachen sie im Norden und im Süden immer wieder die Moorbildung. Dagegen konnten sich in Mitteldeutschland die Braunkohlenmoore ungestört entwickeln. Braunkohlenlager oder -flöze erreichen oft große Mächtigkeiten. In der Lausitz sind z. B. zwei Flöze von je etwa zehn Meter Stärke vorhanden; im Geiseltal bei Merseburg und im Rheinland beträgt die Kohlenmächtigkeit stellenweise sogar über hundert Meter. Kohlenlager von so großer Mächtigkeit konnten natürlich nur dadurch entstehen, daß der Boden ausgedehnter Gebiete sich lange Zeiten hindurch langsam senkte, so daß die Moore mit dem Ansteigen des Grundwassers immer weiter wachsen konnten.

Zahlreiche wohlerhaltene Baumstämme und Stubben zeugen von wenigstens zeitweiliger Bedeckung der Braunkohlenmoore mit Wäldern. Vielfach sind in der normalerweise fast schwarzen Braunkohle harzreiche helle Bänder vorhanden. Man nimmt an, daß sie während solcher Zeiten entstanden sind, als die Moore zeitweise austrockneten und sich an ihrer Oberfläche die gegen Verwesung besonders widerstandsfähigen Harze anreicherten. Eine Austrocknung der Moore konnte aber nur geschehen, wenn der Boden zeitweise nicht absank. So spiegelt sich also in der Bänderung der Braunkohle der Wechsel von Absenkung und Ruhestand der Erdrinde wider.

Auch die Steinkohle ist in ausgedehnten Sümpfen nach Art der heutigen Flachmoore entstanden, und zwar meist wohl in Sumpfwäldern, denn es lassen sich in der Steinkohle zahlreiche Reste heute ausgestorbener riesiger Bäume nachweisen.

In der Karbonzeit entstand in Europa durch Zusammenschub der Erdrinde eine Gebirgskette, die „karbonischen Alpen", deren Reste u. a. der Harz und das Erzgebirge sind. Im nördlichen Vorland dieses Gebirges haben sich die Steinkohlen des Aachener Reviers und des Ruhrgebietes gebildet. Noch weiter nördlich dehnte sich das Meer aus. Die Saarländer und die Zwickauer Steinkohlen wurden in Senken zwischen den einzelnen Gebirgszügen abgelagert. Da Mitteleuropa sich schon damals in dauernder Senkung befand, brach das Meer oft in die Moorgebiete ein und überdeckte sie mit Schlamm. Dann zog sich das Meer wieder zurück, und es bildeten sich neue Moore. So sind die vielen Dutzend Steinkohlenflöze im Ruhrgebiet zu erklären. Noch während der Karbonzeit wurden die ursprünglich flachgelagerten Kohlenflöze von gebirgsbildenden Kräften erfaßt und in steile Falten zusammengeschoben. Darum liegen die Steinkohlen heute oft in großen Tiefen und in gestörter Lagerung.

Bei der Umwandlung des Torfes über Braunkohle zu Steinkohle spielten außer dem Belastungsdruck des Deckgebirges noch der Gebirgsdruck und die Hitze eine große Rolle. Die Kohle wird noch mehr zusammengepreßt, verliert ihren



... und so zeigt sich uns heute ein Torfmoor (Torfgewinnung im Oderbruch bei Gartz)

Wassergehalt und die sogenannten Huminsäuren und reichert sich noch mehr an Kohlenstoff an. Einen schönen Beweis dafür, daß für die Inkohlung der Gebirgsdruck eine weit größere Bedeutung hat als das Alter der Kohlen, liefern uns die Kohlen des Moskauer Gebiets. Sie sind sogar noch älter als die Ruhrkohlen, liegen aber vollkommen flach und ungestört und sind daher heute noch Braunkohlen. Wir müssen also annehmen, daß unsere heutigen Braunkohlen niemals zu Steinkohlen werden, wenn sie nicht durch eine Gebirgsbildung in steile Falten gelegt werden. Ebenso wird natürlich aus dem Torf niemals Braunkohle, wenn er nicht für Tausende von Jahren von Sand oder Ton überdeckt wird.

Noch ein weiterer für die Kohlebildung bedeutsamer Umstand soll nicht unerwähnt bleiben. In den Tropen sind heute Moore viel seltener als bei uns, weil dort infolge der starken Sonnenbestrahlung die Zersetzung der Pflanzensubstanz außerordentlich schnell vor sich geht. Nun sind aber in unseren Kohlen zahlreiche Reste von Palmen und anderen Pflanzen erhalten, die heute nur in wärmeren Zonen leben. Darum weiß man, daß das Klima der Tertiärzeit subtropisch und das Klima der Karbonzeit tropisch war. Es müssen also früher, im Gegensatz zu heute, in den warmen Zonen Bedingungen geherrscht haben, die für die Torfbildung günstig waren. Man hat dieses Problem von botanischer, chemischer und geologischer Seite zu lösen versucht, doch bisher ohne

vollen Erfolg. Man hat eine besondere Widerstandsfähigkeit der früheren Gewächse gegen Verwesung oder das Fehlen mancher Zersetzungsbakterien in früheren Erdperioden oder eine andere, die Verwesung verzögernde Zusammensetzung der Luft angenommen. Als geologisches Argument kommt hierbei das Fehlen wirklich ausgedehnter Senkungsgebiete in den heutigen Tropen in Frage; denn wo Senkungsgebiete in den Tropen vorhanden sind, wie z. B. auf den Sunda-Inseln, dort sind auch tatsächlich Torflager nachgewiesen. Es ist auch möglich, daß mehrere der angeführten Faktoren gleichzeitig gewirkt haben. Wir müssen immer wieder feststellen, daß alle Erscheinungen auf der Erde, einschließlich der gesamten Lebewelt, niemals ruhen und sich niemals genau wiederholen, d. h. also eine ständige Entwicklung durchmachen.

Die wichtigste Literatur

K. v. Bülow: Allgemeine Moorgeologie. 1929.
W. Gothan: Die Entstehung der Kohle. — Akademie-Verl. 1951.
K. Pietzsch: Die Braunkohlen Deutschlands. 1925.

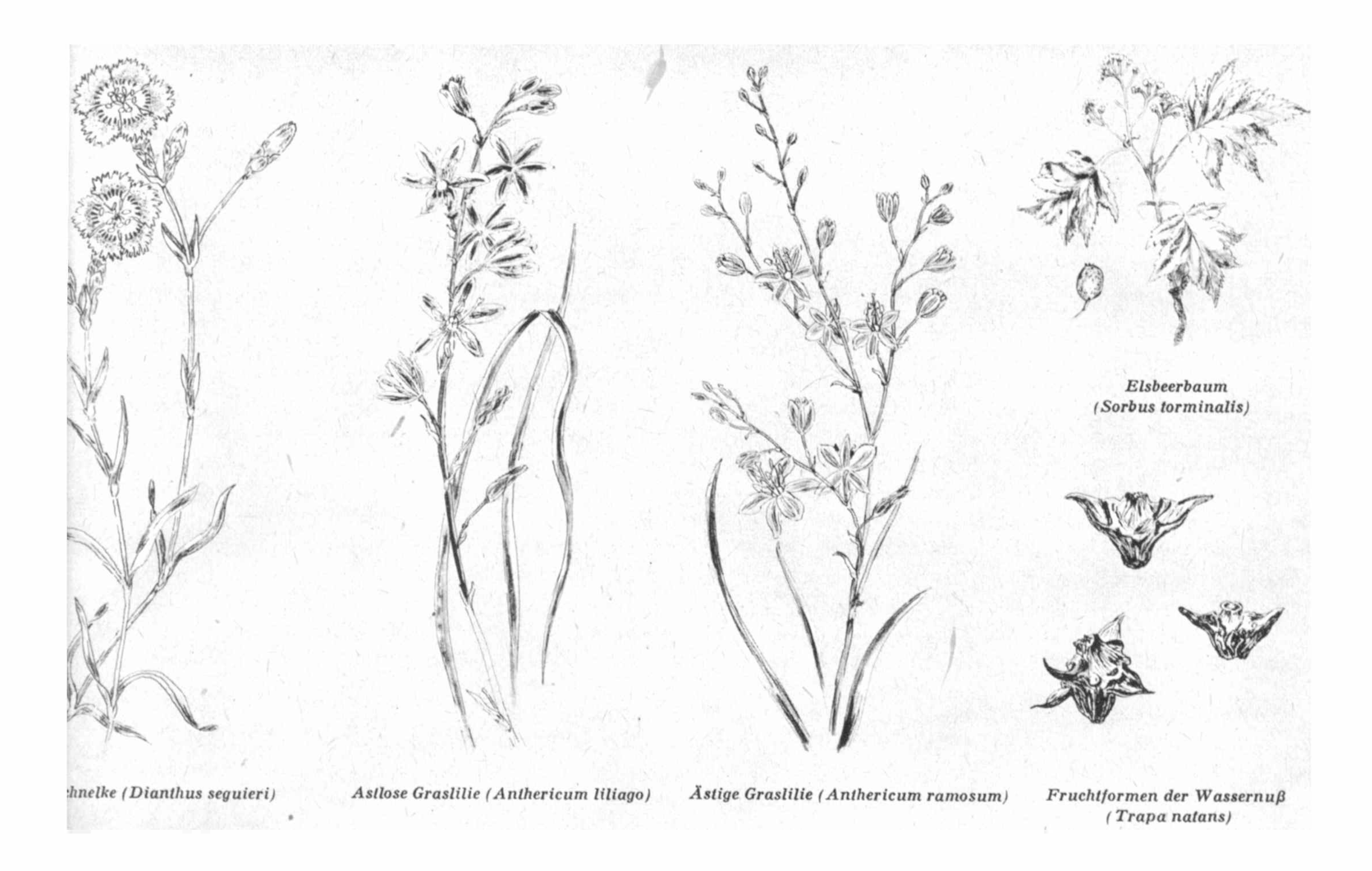
MAX MILITZER

NEU GESCHÜTZTE Pflanzen in Sachsen

Im vergangenen Spätsommer ist in Sachsen eine neue „Verordnung über die Weitergeltung und Erweiterung von Naturschutzbestimmungen" erlassen worden. Sie beseitigt verschiedene Unklarheiten, die von der Mehrzahl unserer Natur- und Heimatfreunde als störend und der Erhaltung unserer heimatlichen Natur widerstrebend empfunden wurden. Wohl wußte ein kleiner Kreis, daß die bisherigen Bestimmungen weiter gelten sollten, vielen praktischen Mitarbeitern in Stadt und Land war das ungewiß geblieben. Hier gibt nun die neue Verordnung eine klare Übersicht: „Bis zum Erlaß eines einheitlichen Naturschutzgesetzes durch die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik behält im Lande Sachsen die auf Grund der §§ 2, 11, 19, 21, 22 und 26 des Naturschutzgesetzes vom 26. Juni 1935 erlassene Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 (RGBL I S. 181) ihre Gültigkeit." Das trifft übrigens — auch ohne besondere Verordnung — für die anderen Länder zu.
Den Pflanzenfreunden in Sachsen bereitet § 3 besondere Genugtuung, weil nunmehr die bisher nur teilweise geschützten Pflanzen den vollen Schutz der Verordnung genießen. Die unnatürliche Dreiteilung in „vollkommen und teilweise geschützte und nur für den Handel oder für Gewerbezwecke verbotene Arten" ist aufgehoben worden. Es gibt in Sachsen nur noch völlig geschützte Pflanzenarten.
So stehen nunmehr Maiglöckchen, Märzenbecher und Schlüsselblumen (bisher nur teilweise geschützt) ebenso wie Eibe, Wacholder (mit Ausnahme der Beeren), Schwertlilien, alle Knabenkräuter, Trollblume, Eisenhut, Leberblümchen, Sonnentau, Johanniswedel, Sumpfporst und Arnika (bisher für den Handel verboten) unter vollkommenem Schutz.
Nicht minder erfreulich ist die Erweiterung der sächsischen Schutzliste um sechzehn neue Arten. Mit ihrem Vorkommen in Sachsen sollen sich die folgenden Ausführungen beschäftigen. Zunächst eine Aufstellung in der Reihenfolge ihres Erscheinens im heimatlichen Blütenreigen.
Im Vorfrühling: Schneeheide. Im Frühling: Lerchensporn, Gelbes Windröschen, Aronstab, Wildtulpe. Im Frühsommer: Mondviole, Immenblatt. Im Hochsommer: Graslilien, Pracht- und Buschnelke, Swertie, Melkwurz. Im Wasser: Wassernuß. Holzgewächse: Weißtanne, Elsbeere.

Es grüne die Tanne . . .

Kein Waldbaum ist in den vergangenen hundert Jahren so stark zurückgegangen wie die *Weiß- oder Edeltanne* (Abies alba Mill.). An den Randgebieten — die Nordgrenze des vorwiegend südlichen Gebirgsbaumes führt mitten durch Sachsen — ist das „Tannensterben" besonders auffällig. Es ginge über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus, eingehend die Ursachen dieser Erscheinung zu erörtern. Hauptschuld tragen sicherlich die durch die Industrie entstandenen ungünstigen wasserwirtschaftlichen Verhältnisse, verbunden mit der Umgestaltung des Bergmischwaldes, in dem die Tanne in natürlicher Mischung mit Fichte und Buche stand, im reinen, ungegliederten Fichtenforst. Tannengebiete an der sächsischen Nordgrenze ihrer Verbreitung sind oder waren: Rochlitzer Berg — Zellwald — Dresdner Heide — Keulenberg — Sybillenstein — Klosterberg — Czorneboh — Löbauer Berg — Rothstein — Königshainer Berge. Von einem vorgeschobenen Areal in der Niederung zwischen Schwarzer Elster und Spree haben sich wenige Tannen bei Hohenbocka und Guteborn auf quellenreichen Schottern erhalten.
Der *Elsbeerbaum* (Sorbus torminalis [L.] Cr.) ist das seltenste unter den sächsischen Holzgewächsen. Nur wenige niedrige Bäume oder Sträucher kommen in trockenem Laubwald des Elbhügellandes bei Meißen und Pirna vor. Die wärme- und kalkliebende Art erinnert an die Schwedische Mehlbeere, die häufig als Straßenbaum gepflanzt wird und ähnliche Früchte wie die Eberesche trägt. Die Blätter der Elsbeere sind jedoch tiefer gelappt und fast kahl.



Elsbeerbaum (Sorbus torminalis)

hnelke (Dianthus seguieri) — *Astlose Graslilie (Anthericum liliago)* — *Ästige Graslilie (Anthericum ramosum)* — *Fruchtformen der Wassernuß (Trapa natans)*

„Teufel"

Wer einmal an den Moritzburger Teichen stand, dem werden vielleicht die ans Ufer gespülten eigenartigen Stachelfrüchte aufgefallen sein. „Teufel" nennen sie die Einheimischen. Die dazugehörende Pflanze wächst im tieferen Wasser, auf dem sie mit einem Kranz von Schwimmblättern lagert. Die Blattstiele enthalten Luftkammern und erscheinen dadurch sonderbar aufgetrieben. Das ist die *Wassernuß* (Trapa natans L.), eine uralte Pflanzengattung, die in wärmeren Gebieten auf der ganzen Erde vorkommt. In Mitteleuropa ist sie seit Jahrtausenden im Rückgang, vor allem im Norden und in der Schweiz. Als Ursache wird die seither erfolgte Klimaverschlechterung angenommen. Die stärkereichen Früchte, deren große Samen wie Edelkastanien schmecken, wurden bereits von den Steinzeitleuten gesammelt, wie Funde aus Schweizer Pfahlbauten beweisen. Die Moritzburger „Teufel" aber wurden noch um die Jahrhundertwende auf dem Dresdner Markt feilgeboten.

Vor hundert Jahren kam die Wassernuß in Sachsen noch viel vor. Das Verschwinden der Altwässer, das Auflassen der Altteiche und intensive Teichwirtschaft haben in der Umgebung von Leipzig, Oschatz, Königsbrück, Ruhland, Ortrand, Zittau ihr Ende herbeigeführt.

Zwei Grenzgänger: Blaulattich und Silberblatt

Im südlichsten Zipfel des Vogtlandes — bei Brambach — kommt ein zierlicher Zwergstrauch vor, der bei günstiger Witterung bereits im Dezember blühen kann: die *Schneeheide* (Erica carnea L.). Sie ist eine Verwandte der in der nördlichen Oberlausitz verbreiteten Glockenheide. Die Schneeheide ist in den Alpen und Voralpen zu Hause und erreicht im obersten Egertale ihre absolute Nordgrenze. Sie ist hier nicht selten und kommt in dichten Beständen auf Granitboden im Kiefernwald vor.

Noch kleiner ist das sächsische Verbreitungsgebiet der *Swertie* oder des *Sumpf-Tarantes* (Swertia perennis L.). Es beschränkt sich auf den Zechengrund, ein Naturschutzgebiet bei Oberwiesenthal. Hier beherrscht dieses Enziangewächs in der Fülle seiner stahlblauen Blütensterne die sommerliche Sumpfwiese.

Die stattliche *Alpen-Melkwurz* oder der *Blaulattich* (Mulgedium alpinum Cass.) bildet eine Zierde des oberen Erzgebirges von 600 Metern aufwärts, vom Auersberg bis zum Geising. Sie gehört hier zu den Charakterarten der Hochstaudenfluren an Waldbächen und quelligen Orten des Bergwaldes. Vereinzelt steigt der *Blaulattich* in den Tälern weit hinab, so im Weißeritztal bis 350 Meter. Sein ostelbisches Vorkommen an der Lausche ist leider erloschen. Dagegen steht er noch vereinzelt in den nordböhmischen Wäldern westlich der Lausche.

Das *Wilde Silberblatt* (Lunaria redivia L.) löst in seiner Verbreitung den Blaulattich nordwärts ab. Im unteren Bergland und anschließenden Hügelland erfüllt es Waldschluchten und feuchte Laubwaldgründe, besonders Nordhänge, zur Blütezeit mit Wohlgeruch. Es kommt auch rechtselbisch vor, besonders üppig im unteren Polenztal. Die Nordgrenze dieser europäischen Bergpflanze führt durch Mittelsachsen, ein wenig südwärts vom 51. Breitengrad, von der oberen Zwickauer Mulde zur Neiße unterhalb Hirschfelde. Durch den eindringlichen Duft der violetten Blüten gehört die Staude zu den volkstümlichen, von Sagen umrahmten Pflanzen; in Sachsen führt sie den poetischen Namen *Mondviole*. Trotz

gelegentlichen Massenwuchses gehört sie zu den selteneren Arten, denen gern nachgestellt wird. Ihr Schutz kommt zur rechten Zeit.

Laubwaldbewohner

Die folgenden Arten sind gleichfalls Bewohner des Berglaubwaldes, fehlen aber auch den Laubgebüschen des Hügellandes, teilweise selbst den Auenwäldern der Niederungen nicht. Anziehend und abschreckend zugleich erscheint der *Aronstab* (Arum maculatum L.), ein Giftgewächs. Wir können uns eindringlich davon überzeugen, wenn wir von den edel geformten Blättern naschen. Noch lange bleibt die Reizwirkung der oxalsauren Kalkkristalle spürbar. Ungetrübte Freude bereitet das Studium einer Arumblüte. Ein grünes Hochblatt wird zur Scheide der Blütenachse, die im fest umschlossenen Grunde drei Kränze trägt, mit Stempeln, Staubblättern und Reusenhaaren. Winzige Mücken, durch den Uringeruch der Blüte angelockt, kriechen den nackten violetten Kolben abwärts. Ungehindert gleiten sie durch die Reusenhaare. Ein Zurück durch die starr abwärts gerichteten Haare gibt es vorderhand nicht. Dafür können die Gäste den Pollen, den sie von einer anderen Blüte mitgebracht haben, auf die empfängnisbereite Narbe abladen. Die Fremdbestäubung ist damit gesichert. Die „Bestäuber" jedoch bleiben noch so lange gefangen, bis die etwas später reifenden Staubbeutel sich geöffnet haben. Erst dann erschlaffen die Haare, und die mit neuem Pollen beladenen Mücken finden den Weg zur Freiheit zurück. Die Natur verlangt nichts umsonst. Sie hält für ihre Gefangenen ein „geheiztes" Zimmer bereit — die Mainächte sind kühl! Im Blütenkessel entwickelt sich eine Temperatur, die des Nachts um zehn Grad höher liegt als „draußen im Freien". Das Geschäft scheint zu blühen. Es wurden bis zu viertausend Mücken in einer einzigen „Kesselfallenblüte" gezählt. Der Aronstab kommt linkselbisch weit häufiger vor als in Ostsachsen. Das Muldenland ist sein Hauptareal.

Hohler Lerchensporn (Corydalis cava [L.] Schw. und K.) und *Gelbes Windröschen* (Anemone ranunculoides L.) gehen in ihrer Verbreitung über das Gebiet des Aronstabes hinaus. Beide sind auch in der Mitte und im Osten des oberen Erzgebirges anzutreffen und kommen in Ostsachsen vielfach vor. Hier steht der Rothstein bei Löbau obenan, auch mit seiner Fülle an Aronstab. Dieses älteste Naturschutzgebiet Sachsens wird der Lausitzer Frühlingsberg genannt. Ungezählte lichtblaue Leberblümchen, weiße und gelbe Anemonen, purpurner Lerchensporn vereinigen sich hier zu einer überwältigenden Symphonie edelster Farben.

Der Lerchensporn weist im deutschen Sprachraum Hunderte von Volksnamen auf. Auch das Sachsenland ist beteiligt. Im Elbsandsteingebirge heißt er „Frauenschuh" (nach den zierlichen Blüten), in der Südlausitz „Kuckucksblume" (nach dem Frühlingsvogel als echte Frühlingsblume) und „Herzwurz" (nach der Gestalt der tiefliegenden hohlen Knolle).

Sonnenkinder

Sechs Wildnelken kommen in Sachsen vor. Die seltenste, die Pfingstnelke, steht seit langem unter Schutz. Auf Rainen und Triften im östlichen Erzgebirge, von Altenberg bis Gottleuba, ist die *Buschnelke* (Dianthus seguteri Vill.) mit den großen feingezeichneten Blüten nicht selten. Spärlicher kommt sie auf Teichwiesen und an Waldrändern in der Oberlausitz um Königswartha vor. Mit einigen wenigen Standorten im Elb- und unteren Zschopautal ist die Verbreitung dieser südlichen Art in Sachsen erschöpft.

„Mutwillen" und „Hochmut" nannten die Botaniker des 16. Jahrhunderts die zierlichste aller Nelken, die *Prachtnelke* (Dianthus superbus L.), deren duftende Blüte sich in lange, feine Fransen aufgelöst hat. Sie liebt warmes Laubgebüsch, Waldränder und Wiesen im Elster-, Mulden- und Elbhügelland und in der Oberlausitz. Sie ist eine der wenigen Nelken, die auch auf feuchtem Boden gedeihen können, ist jedoch nirgends häufig.

Genau ein halb Dutzend Standorte weist das *Immenblatt* (Melittis Melissophyllum L.) in Sachsen auf, ein Grund, deren genaue Lage in lichten Hainen und Gebüschen des Elster-, Mulden- und Elbhügellandes zu verschweigen. Wer zum ersten Male diesem Blütenwunder begegnet, in dessen großen Lippenblüten alle Farbtöne vom Schneeweiß bis zum Purpurrot vereinigt sind, wird tief beglückt sein. Ihren Namen hat diese schönste deutsche Labiate nach den Blättern erhalten, die nach Honig duften. Getrocknet riechen sie noch stärker nach Kumarin wie Steinklee und Waldmeister.

Im Jahre 1594 erschien der Hortus Lusatiae, eines der ältesten deutschen Pflanzenverzeichnisse. Als „Tulipa Italica — Narzissen Lilien" wird die *Wilde Tulpe* (Tulipa Silvestris L.) für Lausitzer Gärten aufgeführt. Hier und anderwärts wurde diese in Südeuropa einheimische Art noch lange Zeit gezogen, bis sie von den kultivierten orientalischen Gartentulpen verdrängt wurde. Seither tritt die gelb blühende, wohlriechende Wilde Tulpe sehr zerstreut, verwildert und stellenweise eingebürgert in Parks, Anlagen, Grasgärten, Weinbergen im Elster- und Elbhügelland sowie in der Oberlausitz auf. Sie erscheinen oft in Massenwuchs, gelangt jedoch nur selten zur Blüte.

Durch lineale, eingerollte Blätter und dünne, wachsüberzogene Stengel sind die *Graslilien* als typische Trockenlandbewohner (Xerophythen) gekennzeichnet. Sie lieben sonnige, buschige, steinige oder sandige Abhänge und Hügel und trockene Kiefernwälder. Oft treten sie gesellig auf und bieten dann im Schmuck ihrer hundert Lilienblüten einen reizvollen Anblick. Es gibt fünfzig Arten auf der Erde; nur zwei kommen in Mitteleuropa vor.

Die *Astlose Graslilie* (Anthericum liliago L.) ist die seltenere, noch mehr Wärme gewohnte Art. Außer im Elbhügelland, wo sie besonders die Hänge des Ketzerbachtales nördlich Meißen schmückt, besitzt sie wenige Standorte im Muldengebiet und um Leipzig.

Die *Astige Graslilie* (Anthericum ramosum L.) tritt in den gleichen Gegenden im Elbtale noch stärker auf. Sie ist auch in der Oberlausitz, besonders im unteren Spree- und Neißegebiet, zu Hause. Hier, an kaum berührten Steilufern oder im einsamen Heidewald, wirkt das Erscheinen ihrer zierlichen, edlen Lilienblüten ganz feierlich.

Sechzehn neu geschützte Arten bedeuten sechzehn Schätze mehr im Blütenkranz der Heimat, die auch du, lieber Naturfreund, zu hüten berufen bist!



Dachse am Bau

DIETER MEHLHARDT

AUS DEM LEBEN DES Dachses

Obwohl der Dachs in unserer heimischen Fauna recht häufig auftritt und in fast jedem Wald zu finden ist, sind unsere Kenntnisse von seiner Lebensweise doch noch sehr gering. Ganz besonders gilt dies aber von der Jugendentwicklung des Dachses.

Die Welpen, meist zwei oder drei an der Zahl und seltener vier oder gar fünf, werden Anfang Februar bis Mitte März geboren und sind zuerst recht wenig entwickelt. Zwei im Zoologischen Garten von Berlin totgeborene Jungdachse waren 18 cm lang. Ein am 21. März 1939 in einem anderen Zoologischen Garten zur Welt gekommener Wurf (1,1) wurde ebenfalls gemessen. Die Körperlänge des Rüden betrug 12,7 cm, die Schwanzlänge 2 cm, während die Körperlänge der Fähe nur 12 cm und die Schwanzlänge nur 1,8 cm betrug. Die Neugeborenen sind mit schwach weißem, auch schmutzig weißlich erscheinendem Haar bedeckt. Schwarze Haare fehlen gänzlich, doch ist der schwarze Kopfstreif bereits über der Augenpartie rechts und links in der Haut angezeigt. Jedenfalls sind die später schwarzen Stellen schon jetzt deutlich als solche zu erkennen.

Wenn die Fähe ihre Welpen für kurze Zeit verläßt, deckt sie diese mit etwas Spreu leicht zu. Bei niedriger Außentemperatur kommt es durchaus vor, daß die Jungen während der Abwesenheit der Mutter regelrecht verklammen. Kommt jedoch die Fähe zurück und mit ihr wieder Wärme in den Kessel, so regen sich die Kleinen allmählich wieder und wimmern mit dünner Stimme nach Nahrung. Sie sind in den ersten Tagen noch so wenig entwickelt, daß sie nur in den seltensten Fällen den mütterlichen Quell allein finden. Die Fähe „harkt" sie daher mit den Vorderbranten heran und legt sie sich oft regelrecht an.

Über die Weiterentwicklung wissen wir nur sehr wenig. Messungen und Wägungen von Dachsen im Alter von einigen Tagen bis zum Alter der ersten Wochen haben noch nicht stattgefunden. Ich neige, gestützt auf mancherlei Beobachtungen, zu der Annahme, daß das Wachstum in der ersten Zeit nur sehr langsam fortschreitet. In der ersten Woche namentlich ist kaum eine Weiterentwicklung zu bemerken. Leider ist es auch noch nicht genau bekannt, wann die Welpen ihre Seher öffnen. Alte Autoren nennen Daten, die zwischen dem 9. und 21. Tag liegen. Neuere Angaben von Cocks und vor allem Koke weisen darauf hin, daß Daten zwischen dem 30. und 40. Tag ebenso wahrscheinlich sind.

Wenig wissen wir auch über die Fragen, die sich aus der Ernährung in der nun folgenden Zeit ergeben. Nach Gefangenschaftsbeobachtungen (u. a. von Frank) verweigert der Jungdachs erst im Alter von zehn bis zwölf Wochen die Flasche und verliert dann sein Milchgebiß. In diesem Alter scheinen auch die Dachse in freier Wildbahn allmählich feste Nahrung zu erhalten. Ob die Fähe Nahrung in den Bau trägt, ist ungewiß. Brehm nimmt an, daß die Fähe ihren Jungen nach der Saugzeit Würmer, Wurzeln und kleinere

Säugetiere bringt. Die Beteiligung der Rüden an dieser Fütterung, die Jäger angeblich beobachtet haben wollen, ist noch gänzlich in Dunkel gehüllt. Mit dem Übergang zur festen Nahrung setzen die Welpen ihre Exkremente selbständig ab, doch werden sie nach wie vor von der Fähe aufgenommen.

Im Alter von dreieinhalb Monaten, also zwei Wochen nach dem Nahrungswechsel, kommen die Jungdachse zum erstenmal ans Tageslicht. Überall stöberten sie vorher im Bau herum und waren dann plötzlich auch einmal draußen. Das Bild spielender Jungdachse ist vielleicht eines der schönsten, das der Naturfreund in unseren Wäldern sehen kann.

Nach einer Woche können die Jungen der Fähe schon ein Stückchen folgen, und bald macht die ganze Gesellschaft kleine Ausflüge. Sorgsam bemühen sich die Jungen, der Fähe alle Bewegungen nachzuahmen. Freilich geht es auch nicht ohne Streit ab. Steil richten sich dann ihre Rückenhaare in die Höhe, und grimmig fauchen sie sich mit „mk, mk, mk" an.

Schon im Herbst beginnt sich die Familie aufzulösen, und die Jungdachse suchen sich nach und nach einen eigenen Unterschlupf. Bei ausgesprochen späten Würfen kommt es freilich auch vor, daß die Familie über die rauhe Jahreszeit zusammenhält, um sich endgültig erst in der neuen Ranzzeit im Juli/August zu trennen.

Erst mit zwei Jahren sind die Dachse völlig ausgewachsen und haben die richtige Färbung angenommen. Ob sie auch dann erst fortpflanzungsfähig werden, ist noch eine Frage.

Leider erlaubt es der Rahmen dieses Aufsatzes nicht, erschöpfend auf die verschiedenen Probleme einzugehen, die uns die Lebensweise des Dachses noch aufgibt. Über verschiedene Fragen, z. B. die Ranzzeiten, ist auch schon mehr als genug geschrieben worden, und so möchte ich nur noch auf die Winterruhe des Dachses hinweisen. Denn — das sei gleich vorweg festgestellt — einen Winterschlaf wie die echten Winterschläfer (Hamster, Igel, Fledermaus usw.) hält der bei uns heimische Dachs nicht! Der echte Winterschlaf gleicht einer Erstarrung, die sich auch bei Berührungsreizen nicht löst. Alle Körperfunktionen der echten Winterschläfer sind während der Wintermonate auf ein Minimum herabgesetzt. Der Dachs hat dagegen im Winter zwar ein größeres Schlafbedürfnis, d. h. einen tieferen Schlaf, der aber in seiner Natur dem normalen Schlaf gleicht.

Der Dachs lebt auch im Winter nicht vom im Herbst aufgespeicherten Feist allein, nimmt er doch bei gelegentlichen Ausflügen bei trockenem Wetter auch Nahrung auf. Zwar ist der Nahrungsbedarf wesentlich gesunken, doch ist das Wasserbedürfnis gleichmäßig erhalten geblieben. Wie an den Spuren nachweisbar, unternimmt der Dachs deswegen im Winter oft kilometerweite Wanderungen. Mit Schnee scheint er nur in Notfällen vorliebzunehmen.

Schon aus diesen Feststellungen ist zu ersehen, daß der Dachs seine Winterruhe recht häufig unterbrechen muß. Bei günstigem Wetter kann er sogar alle zwei Tage, manchmal sogar noch öfter, aus seinem Bau ausschweifen. Frost macht ihm nichts aus, ebenso nicht trockener Schnee. Nur das Schlickwetter, den Patschschnee, haßt er und verbleibt dann im warmen Kessel. Dieser Zustand kann vier bis zehn Wochen dauern.

Ob der Dachs auch in kälteren Gegenden eine „Winterruhe" hält, erscheint mehr als zweifelhaft. Aber auch aus Oberbayern kommen Berichte, daß sich dort in strengen Wintern mit viel Schnee kaum ein Dachs spürt. Die Winterruhe des Dachses scheint daher, je weiter wir nach Norden bzw. Osten kommen, immer weitgehender in einen regelrechten Winterschlaf überzugehen. Es wäre eine reizvolle Aufgabe für interessierte Beobachter, also auch für jeden Naturfreund, hierbei die einzelnen Stadien und die dadurch bedingten Lebensgewohnheiten festzustellen.

Wenn die jungen Dachse spielen . . .



Neue Bücher ÜBER NATUR UND HEIMAT

Landschaftsgestaltung

Der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands veröffentlicht in der im Aufbau-Verlag erscheinenden Reihe „Wissenschaft und Technik" eine ganze Anzahl von Themen, die der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse dienen.
Als eine der ersten Arbeiten liegt Reinhold Lingners „Landschaftsgestaltung" vor. In geschickter Weise — in einigen Fällen in der Form zu variabel — wird dem Leser ein Bild der deutschen Landschaft vermittelt, nachdem er mit den Grundbegriffen von Urlandschaft und Kulturlandschaft vertraut gemacht worden ist.
Reinhold Lingner versteht es, die Zukunftsaussichten für die deutsche Landschaft verständlich und in logischer Darstellung zu skizzieren. Gute Beispiele der Umgestaltung der Natur in der Sowjetunion helfen ihm dabei. Karten und Bildmaterial vervollständigen den Inhalt dieses 76 Seiten starken Heftchens, wobei zu erwähnen bleibt, daß die Auswahl der Fotos nicht immer glücklich scheint, während bei den Karten auf Grund des sonst sehr angenehmen kleinen Formats die Genauigkeit in einigen Fällen nicht gewährleistet ist.
Alles in allem: Eine wertvolle Bereicherung der Literatur auf diesem bisher nicht immer genügend beachteten Gebiet, für die dem Kulturbund und dem Verfasser Dank gesagt werden muß.
Die Broschüre ist im Buchhandel zum Preise von 1 DM erhältlich. *Heinz Keil*

Wissenschaft und Abenteuer

Kann ein Buch so abenteuerlich sein, daß es die Jugend nicht nur anspricht, sondern auch fesselt, und kann es zugleich fachlich so inhaltsreich sein, daß nicht nur der jugendliche Leser belehrt, sondern auch der Wissenschaftler viel Neues und Interessantes darin finden wird? Wladimir Arsenjew beweist mit seinem Buch „Durch die Urwälder des Fernen Ostens" (Sachsenverlag, Dresden), daß dies sehr wohl und in einer geschlossenen Form möglich ist. Arsenjew, Forschungsreisender und Naturwissenschaftler, leitete 1902 und 1906 Expeditionen in das damals wenig bekannte Gebirgsland Ostsibiriens nördlich von Wladiwostok. Mit seinen Schilderungen, die er auf Grund seiner umfangreichen Reisetagebücher verfaßte, gibt er dem Leser ein lebendiges Abbild dieses unerforschten Urwaldgebietes und macht dabei dem Botaniker wie dem Zoologen, dem Ethnographen wie dem Geographen, dem Geologen wie dem Mineralogen unbekannte Materialien zugänglich. Die Beschreibung der an Abenteuern und Erlebnissen reichen Expeditionen ist an vielen Stellen geradezu dichterisch gestaltet, doch ohne falschen literarischen Ehrgeiz und ungekünstelt. In keinem Abschnitt hat der Autor seiner Phantasie gegenüber der Wissenschaftlichkeit den in diesem Falle ungebührlichen Vorzug gegeben.
Wir lernen in Arsenjew einen kämpferischen Humanisten kennen, der nicht, wie so mancher „Kolonisator" im Auftrage der Imperialisten, unentwickelte und unterdrückte Völker mißachtet, sondern den fleißigen und stolzen Menschen aus diesen fernöstlichen Gebieten mit Hochachtung begegnete und ihr Leben gründlich studierte. In der Erzählung vom Pfadfinder und Taigajäger Dersu Usala aus dem Stamme der Golden läßt uns Arsenjew nicht einen Augenblick im unklaren, wie sehr er die menschlichen Vorzüge dieses unverbildeten Jägers und seine ausgezeichneten urwüchsigen Naturkenntnisse zu schätzen weiß. Diesem Gebiet, das wir hier kennenlernen, und seinen Menschen, Chinesen und Koreanern, Udechesen und ausgesiedelten Russen, die hier unter primitiven Verhältnissen und menschenunwürdiger Ausbeutung gelebt haben, hat heute die Sowjetregierung ein reiches wirtschaftliches und national-kulturelles Leben entfalten helfen.
Ein Buch, das nicht nur die Jugend begeistern wird, ein Buch, das auch unseren Wissenschaftlern zeigt, wie man, ohne der Wissenschaftlichkeit das geringste zu vergeben, populär und anziehend schreiben kann. *Günter Ebert*

Fische in Bach und Teich

„Leichter mag es sein, junge Menschen für die uns näherstehenden Tiere der Wälder, Wiesen und Felder als für die in den Gewässern lebenden Fische zu interessieren. Unser Leben hat wenig Berührungspunkte mit diesen stillen Wesen in der uns fremden Umwelt des Wassers. Aber was nicht leicht oder alltäglich ist, kann gerade deswegen recht reizvoll sein." So beginnt Heinz Geiler sein Büchlein „Fische in Bach und Teich" (Verlag Ernst Wunderlich). Auch wer sich noch nie mit den „stillen Wesen des Wassers" beschäftigt hat, wird überrascht feststellen, wie mannigfaltig unsere heimische Fischwelt ist und wieviel Probleme und Beobachtungsmöglichkeiten sie birgt.
Neunzehn Fischarten schildert Heinz Geiler in anschaulicher, leicht verständlicher und doch wissenschaftlicher Weise, vom kleinen Stichling, dem rauflustigen Räuber, bis zum gewichtigen Karpfen, der fast zu einem „Haustier" geworden ist. Eingestreut sind Gedanken über Aquarienkunde, Fortpflanzung und Lebensraum der Fische, Fischzucht, Fischkrankheiten und andere Fragen. Besonderes Lob verdienen die sechzehn Tafeln von Lieselotte Finke-Poser, ausgezeichnete farbige Darstellungen der geschilderten Fische, die es jedem leicht machen, die einzelnen Arten auch in der Natur zu bestimmen.
Die Aquarienfreunde lehrt das Büchlein, daß sie viel gewinnen, wenn sie sich auch mit unserer heimischen Fischwelt beschäftigen. Die teuren tropischen Zierfische sind zwar farbenprächtig und seltsam, die heimischen aber sind im Aquarium gewiß biologisch interessanter, weil wir ihnen weit leichter die natürlichen Lebensbedingungen geben können. *Reimar Gilsenbach*

Die Vögel unserer Wälder

Wer liebt sie nicht, die gefiederten Freunde unserer Heimat in Wald und Feld, in Moor und Heide. Kennt sie auch jeder? Gewiß nicht! Mit dem kleinen ansprechenden Buch „Die Vögel unserer Heimat" von Hans Joachim Müller, das im Kinderbuchverlag Berlin erschienen ist, gibt der Verfasser eine kurze Anleitung zum Erkennen unserer einheimischen Waldvögel.
Wir treffen auf unseren Waldwanderungen das Volk der Spechte, die Baumläufer, den Kleiber, die Meisen, die sich besonders in der Stammregion des Waldes umhertreiben. Das Buch gibt Antwort, um welche Arten es sich dabei handelt. Im grünen Wipfelmeer tummeln sich zahlreiche Singvögel. Hier horsten die meisten der einheimischen Raubvögel. Hier finden wir vereinzelt noch kleine Fischreiherkolonien. Nehmt das Buch zur Hand, wenn ihr wissen wollt, ob die Misteldrossel oder ob die Wacholderdrossel ruft, ob die Hohltaube oder ob die Ringeltaube ruckst, ob Habicht oder Mäusebussard den jahrealten Horst bewohnen, den ihr entdeckt habt.
Der Grundsatz, die zahlreichen waldbewohnenden Vögel nach ihrem besonderen Lebensraum, nach Bewohnern des Waldbodens, des Unterholzes, des Kronendaches, der Stammregion einzuteilen, macht es mit Hilfe des Buches dem Wissensdurstigen möglich, die einzelnen Arten zu bestimmen. Das wird ihm erleichtert durch mehr als vierzig ausgezeichnete farbige Abbildungen unserer bekanntesten Waldvögel nach Aquarellen von Georg Kretzschmar.
Wir wünschen dem kleinen preiswerten Buch — das als erste Anleitung zum Kennenlernen unserer Vögel seinen Zweck sehr gut erfüllt — besonders unter der Jugend recht weite Verbreitung. *Kurt Gentz*

Schützt den Wald!

Wenige Tage Sonnenwärme und Trockenheit in der Osterzeit genügten, und schon wurden allein im Waldgebiet von Groß-Berlin sechs Waldbrände gemeldet. Fahrlässigkeit von Spaziergängern, auch von Kindern, wird als Ursache angegeben. Diese erste Meldung muß allen Natur- und Heimatfreunden ein Signal sein: Achtung, Waldbrandgefahr! Der Wald ist Volkseigentum. Er liefert uns den dringend notwendigen Rohstoff Holz. Er ist als Landschafts- oder Naturschutzgebiet eine wissenschaftliche Forschungsstätte. Er dient der Erholung der Werktätigen. Wir müssen ihn deshalb vor Schaden bewahren, besonders vor mutwilligen oder auch böswilligen Beschädigungen. Daran sollte jeder Waldbesucher stets denken!

Wer schreibt Ortschroniken?

Wir bitten alle Heimatfreunde, die für ihren Ort eine Chronik schreiben, an unsere Redaktion eine Abschrift des Teiles der Chronik zu senden, der die ersten Monate des Jahres 1952 behandelt. Besonderen Wert legen wir darauf, daß daraus deutlich wird, wie sich die großen politischen Ereignisse in der Chronik des Ortes widerspiegeln. Die besten Einsendungen werden wir veröffentlichen.

Die Altensteiner Höhlen

Über 40 000 Besucher haben im vergangenen Jahr die Altensteiner Höhlen besichtigt. Die Mitglieder der Ortsgruppe Bad Liebenstein II des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands sind dabei, die Höhlen weiter zu erschließen. In über 2000 freiwilligen Arbeitsstunden haben sie weitere neue Räume freigelegt. Kurt Lohfing hat dabei allein 276 Arbeitsstunden geleistet.

Natur und Heimat im Fünfjahrplan

Unter diesem Titel erschien eine Zusammenstellung der Vorträge, die auf der zweiten Konferenz der Natur- und Heimatfreunde im Oktober 1951 in Quedlinburg gehalten wurden. Die Broschüre enthält unter anderem folgende Vorträge: Karl Kneschke, „Der Natur- und Heimatfreund und der Kampf für Frieden und Einheit", H. H. Leopoldi, „Die Gegenwart der Zukunft überliefern", Prof. Dr. Scamony, „Der Naturfreund und der Wald", Dr. Timm, „Unser neues Geschichtsbild" und Dipl.-Forstwirt v. d. Waydbrink, „Die Umwandlung der Landschaft in der Deutschen Demokratischen Republik".

Neue Steinkohlenvorkommen entdeckt

Mehrere Flöze guter abbauwürdiger Steinkohle wurden jetzt im Mülsengrund bei Zwickau festgestellt. Die Flöze, von denen einer mehr als drei Meter Mächtigkeit hat, liegen in 900 Meter Tiefe. Bereits im Jahre 1954, dem vorletzten Jahre des Fünfjahrplanes, wird das neuentdeckte Steinkohlenfeld in die normale Förderung des Zwickauer Reviers einbezogen werden. Geologen des VEB Geologische Bohrungen sind dabei, die Ausdehnung der Flöze festzustellen.

Neues Museum in Rodewisch

In Rodewisch wurde am Ende des vergangenen Jahres das Museum Göltzsch eröffnet. Es umfaßt neben den Funden, die bei der Ausgrabung des sogenannten „festen Huses Göltzsch" — einer frühdeutschen Ringwallanlage — freigelegt wurden, eine Abteilung, die die Entwicklung des Messingwerkes Niederauerbach vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zeigt. Des weiteren wird die Geschichte der heimischen Textilindustrie und die des Ortes Rodewisch selbst dargestellt.

Der Oybin in der Bronzezeit

Ausgrabungen am Denkmalplatz des Oybin im Zittauer Gebirge ergaben, daß sich dort schon in der Bronzezeit eine Siedlung befunden hat, von der aus die Verbindung über den Lückendorfer Paß nach Böhmen bestand. Vor 45 Jahren waren dort bereits Gußformen für Bronzebeile und anderes Gerät entdeckt worden, die bezeugen, daß es am Oybin eine bronzezeitliche Gießerwerkstatt gegeben hat.

„Heckenland" - ein neuer Kulturfilm

„Heckenland" ist der Titel eines neuen Kulturfilmes, den die DEFA in der letzten Zeit herausgebracht hat. In zum Teil ausgezeichneten Aufnahmen wird die Bedeutung der Anpflanzung von Wald- und Heckenschutzstreifen dargestellt. Dieser Kurzfilm der DEFA ist ein dankenswerter Anfang, der recht bald mit gleichen wichtigen Themen eine Fortsetzung finden sollte.

Höhlen auf dem Frankenstein

In Klosterallendorf (Kreis Bad Salzungen) wurde, einer Anregung der Sektion Natur- und Heimatfreunde folgend, mit der Ausgrabung von Höhlen auf dem Frankenstein begonnen. An den Arbeiten beteiligten sich neben den Mitgliedern der Sektion auch der Chefarzt der Poliklinik in Salzungen, Dr. Ritter, der Zahnarzt Dr. Dix und einige Bibliothekare aus Bad Salzungen.

Schutz den Schleiereulen

Die Abteilung Landschaftsgestaltung und Naturschutz bei der Landesregierung von Brandenburg hat ein kleines Merkblatt zum Schutz der Schleiereulen in Kirchtürmen herausgegeben. Darin wird empfohlen, in die Jalousien der Kirchtürme an der Ost- und Südseite je ein 20 cm breites und 30 cm hohes Flugloch zu sägen und die anfallenden Holzstückchen seitlich wieder durch eine Leiste zu befestigen. Außerdem wird geraten, Brutunterlagen aus Holz einzubauen. Dabei sollen zwei parallel nebeneinander oder winklig aufeinander zulaufende Balken in einer dunklen Ecke des Turmes, die möglichst von Zugluft frei sein soll, von unten mit Brettern benagelt werden, so daß eine Fläche von 60 × 80 cm entsteht, die nach vorn durch eine 12 cm hohe Leiste abgeschlossen wird. Während der Brutzeit von Mitte März bis Ende Juni gilt es jede Störung von den Schleiereulen fernzuhalten.

Wilthen pflanzt eine Friedenslinde

Der Gedanke, nach einem langen, schweren Kriege Friedensbäume zu pflanzen, ist nicht neu. So steht zum Beispiel bei Drauschkowitz im Bautzner Land eine Riesenkuppel von vier Linden als weithin sichtbare Landmarke; nach der Überlieferung ist sie im Jahre 1763, als der Siebenjährige Krieg zu Ende gegangen war, gepflanzt worden. Die Natur- und Heimatfreunde von Wilthen bei Bautzen haben den alten Brauch erneuert: Sie haben eine zwanzigjährige Winterlinde aus dem Bergwald geholt und als Friedenslinde in ihrem Dorf gepflanzt. Der Pflanztag war ein Fest, die ganze Gemeinde hat es gefeiert, ein Fest der Freude und zugleich ein Gelöbnis zur Verteidigung des Friedens.

Naturschutzwegweiser für Bautzen

Die Abteilung für Kunstangelegenheiten beim Rat des Landkreises Bautzen hat zum zweiten Male nach 1945 einen Naturschutzwegweiser für den Kreis Bautzen herausgegeben. Viele Natur- und Heimatfreunde und zahlreiche Dienststellen haben daran mitgearbeitet. So ist es gelungen für jeden Ort des Kreises alle Objekte anzuführen, die unter Natur- und Landschaftsschutz stehen oder noch darunter gestellt werden sollen. Da auch die Bodendenkmale, Zeugen der vorgeschichtlichen Besiedlung, und ein Teil der Kulturdenkmale mit aufgenommen worden sind, hat sich das Heft fast zu einem Heimatwegweiser gewandelt. Max Militzer, der es zusammengestellt hat, und seinen Helfern ist es gelungen, ein Beispiel zu schaffen, das auch von den Natur- und Heimatfreunden anderer Kreise nachgeahmt werden sollte.

DER *gestirnte Himmel* IM MAI

Die Himmelsvorgänge im Monat Mai stehen im Zeichen der Opposition des Planeten Mars, die in der Walpurgisnacht um 2 Uhr MEZ eintritt und worauf bereits im April-Bericht näher eingegangen wurde. Wir finden den Planeten schon vor 20 Uhr im tiefen Südosten unter den Sternen der Waage, mit denen er im Laufe der Nacht über den Himmel hinwegzieht. Während er anfangs noch bis in die Morgendämmerung hinein gesehen werden kann, geht er am 7. Mai bereits gegen 2.20 Uhr unter. Am folgenden Tage erreicht er seine kleinste Entfernung von der Erde, die mit der eigentlichen Opposition zur Sonne nicht zusammenfällt. Bis zu diesem Tage nimmt sein Erdabstand bis auf 83,45 Millionen Kilometer ab.

Als zweiter Planet ist Saturn zu nennen, der im Sternbild der Jungfrau leuchtet und dort an seinem bleichen Licht leicht erkannt werden kann. Der Durchmesser der Saturnskugel nimmt im Mai von 19,07 auf 18,3 Bogensekunden ab. Ebenso vermindert sich der scheinbare Ringdurchmesser in der großen Achse von 43 auf 41,5 Bogensekunden. Sein hellster Mond Titan erreicht am 6. und 22. seine östliche Elongation, während er am 14. und 30. seine größte westliche Abweichung vom Planeten zeigt. Seine Helligkeit entspricht der Größenklasse 8,5, so daß er schon in kleinen Fernrohren wahrzunehmen ist. Er besitzt einen Durchmesser von 5710 km, eine Umlaufszeit von 15 Tagen 22 Stunden 41 Minuten 27 Sekunden. Sein mittlerer Abstand von der Planetenoberfläche beträgt 1 220 800 km. Insgesamt hat der Saturn neun Monde. Ein zehnter Mond, der vielfach noch in den Verzeichnissen auftaucht, wird neuerdings in Zweifel gezogen, da er niemals mehr beobachtet werden konnte.

Alle übrigen Planeten bleiben im Mai unsichtbar.

Der Fixsternhimmel zeigt bereits sein sommerliches Bild. Gegen 22 Uhr kulminiert im Süden das Sternbild der Jungfrau. Unter den sieben helleren Sternen dieser Gruppe ist Spika der eindrucksvollste. Sie besitzt eine Helligkeit von 1,2 Größenklassen und gehört ihrem Spektrum gemäß zu den weißen Sonnen. In der Klassifikation der Sternspektren gehört sie zu den Sternen mit dem Spektraltyp B 2, die einen Ausdruck für die Temperatur darstellen und besagen, daß an der Oberfläche der Spika etwa 20 000 Grad herrschen. Diese leuchtende Sonne in der Jungfrau ist rund 200 Lichtjahre von uns entfernt und vergrößert diesen Abstand in jeder Sekunde um 5 km. Der Stern Gamma in der Jungfrau, rechts oberhalb von Spika in der Mitte der großen Gabel stehend, ist ein sehr schöner Doppelstern. Im Fernrohr sieht man hier zwei gleichhelle gelbe Sterne in engster Nachbarschaft, die ein physisch zusammengehöriges Sternsystem bilden und in 180 Jahren ihren gemeinsamen Schwerpunkt umwandern.

Nach Westen schließt sich an die Jungfrau das Sternbild des Löwen. Etwa in der Mitte zwischen beiden Sterngruppen liegen vier große Ansammlungen von Spiralnebeln, die nur mit Hilfe der größten Fernrohre sichtbar gemacht werden können. Man spricht bei derartigen Anhäufungen von Nebelhaufen. Die Nebelhaufen in der Jungfrau liegen in Entfernungen von 10, 39, 139 und 169 Millionen Lichtjahren. Im Westen selbst versinken die Zwillinge mit dem Kleinen Hund. Tief im Nordwesten funkelt in unruhigem Licht die Kapella im Fuhrmann. Eingewoben in den Schimmer der Milchstraße, die sich in sehr starker Neigung von Westen nach Osten durch den tieferen Norden hinzieht, erkennt man unmittelbar über dem Nordpunkt die Sterne der Kassiopeja und darüber den Kepheus.

Im Nordosten sind Schwan und Leier höher emporgestiegen. Gleichfalls löst sich der Adler etwas nördlich vom Ostpunkt aus dem Dunstbereich des Himmelsrandes, womit das große Sommerdreieck heraufzieht, das von den hellsten Sternen im Schwan, in der Leier und im Adler, nämlich von Deneb, Wega und Atair, gebildet wird. Zwischen Schwan und dem Scheitelfelde stehen die Sterne des Drachen, während der Raum zwischen dem Ostpunkt und dem südlichen Scheitelbereich vom Bootes, der Krone und dem Herkules beherrscht wird. Im Südosten sind neben der Waage der Skorpion und der Schlangenträger aufgegangen.

Diedrich Wattenberg

BILDER UND ZEICHNUNGEN

Museum für deutsche Geschichte Berlin: Seite 1
Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege Sachsen, Landesfotothek: Titelseite, Seite 10, 11, 21, 24 und 29
Zentralbild, Berlin: Seite 4 und 25
Der Freie Bauer: Seite 5
Hehmke-Winterer, Düsseldorf: Seite 7
Klaus Vogt, Dresden: Seite 9
Franz Zapf, Dresden: Seite 13
E. Bandlow, Eberswalde: Seite 15, 16 und 17
Rose Bender, Görlitz: Seite 27
K. Söding: Seite 30
Erich Kilian, Pankow: Letzte Umschlagseite

Das Bild auf der umstehenden Seite zeigt eine Landschaft aus dem Rhinluch. (Siehe Seite 17)

IM NÄCHSTEN HEFT LESEN SIE

Dr. Siegfried Asche
Erfolge der Denkmalpflege in Görlitz

Heinz Keil
Die erste Tagung der Astronomen und Meteorologen in der Deutschen Demokratischen Republik

Jochen Müller
Junge Pioniere auf den Spuren Thomas Münzers

Dr. G. Augustiny
Vom Gesang der Vögel

Hans Bernitt
Der Darß

Dieter Mehlhardt
Warum trägt der Hirsch ein Geweih?

und andere interessante Beiträge

Herausgegeben vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Redaktion: Berlin W 8, Mohrenstraße 36/37, Ruf 52 14 58. Verlag: Sachsenverlag, Dresden, Postscheckkonto: Dresden 12 99. Druck: (III 9/1) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei, Dresden N 23, Riesaer Str. (8191) Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1431 des Amtes für Literatur und Verlagswesen der Deutschen Demokratischen Republik. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung.

